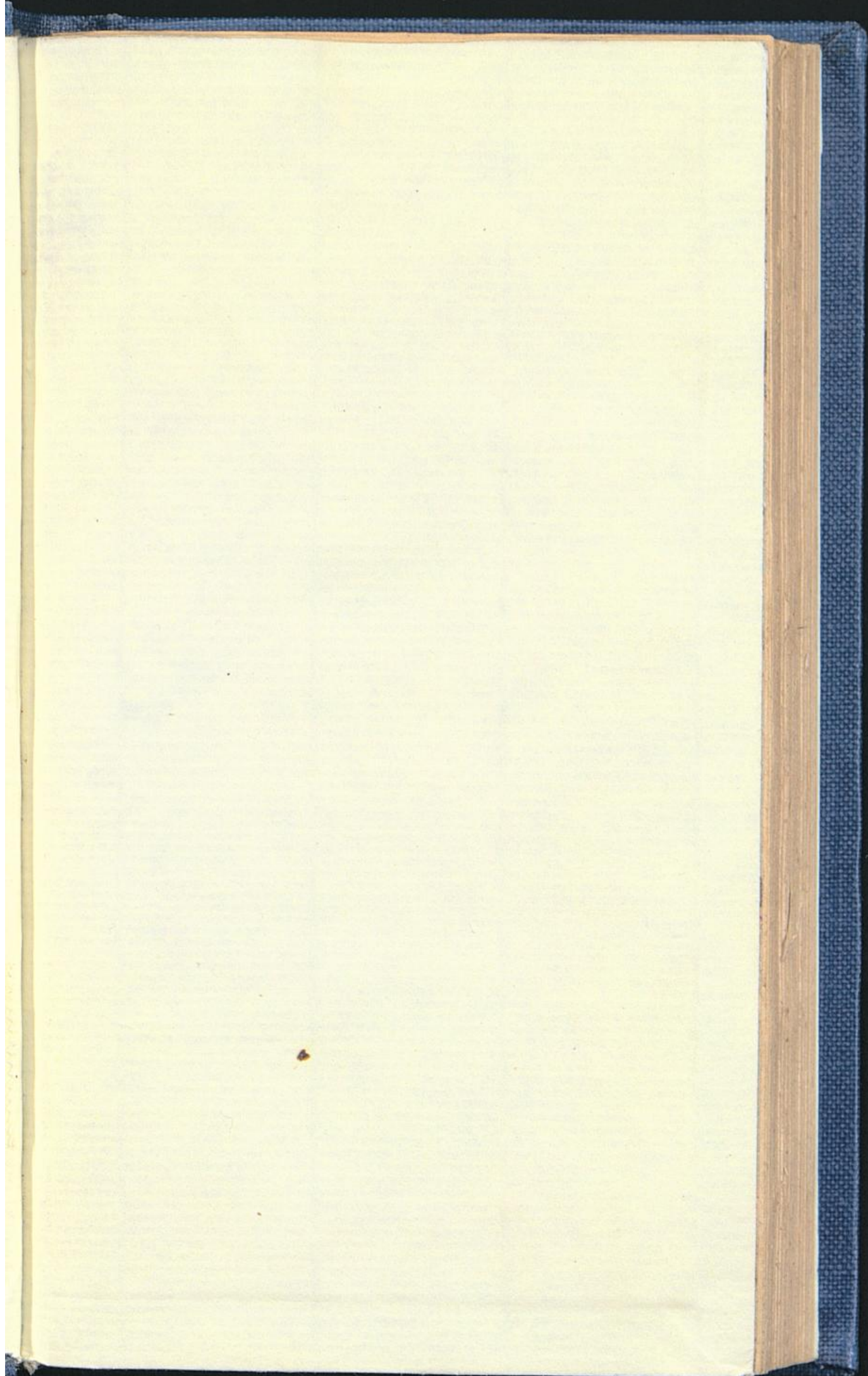
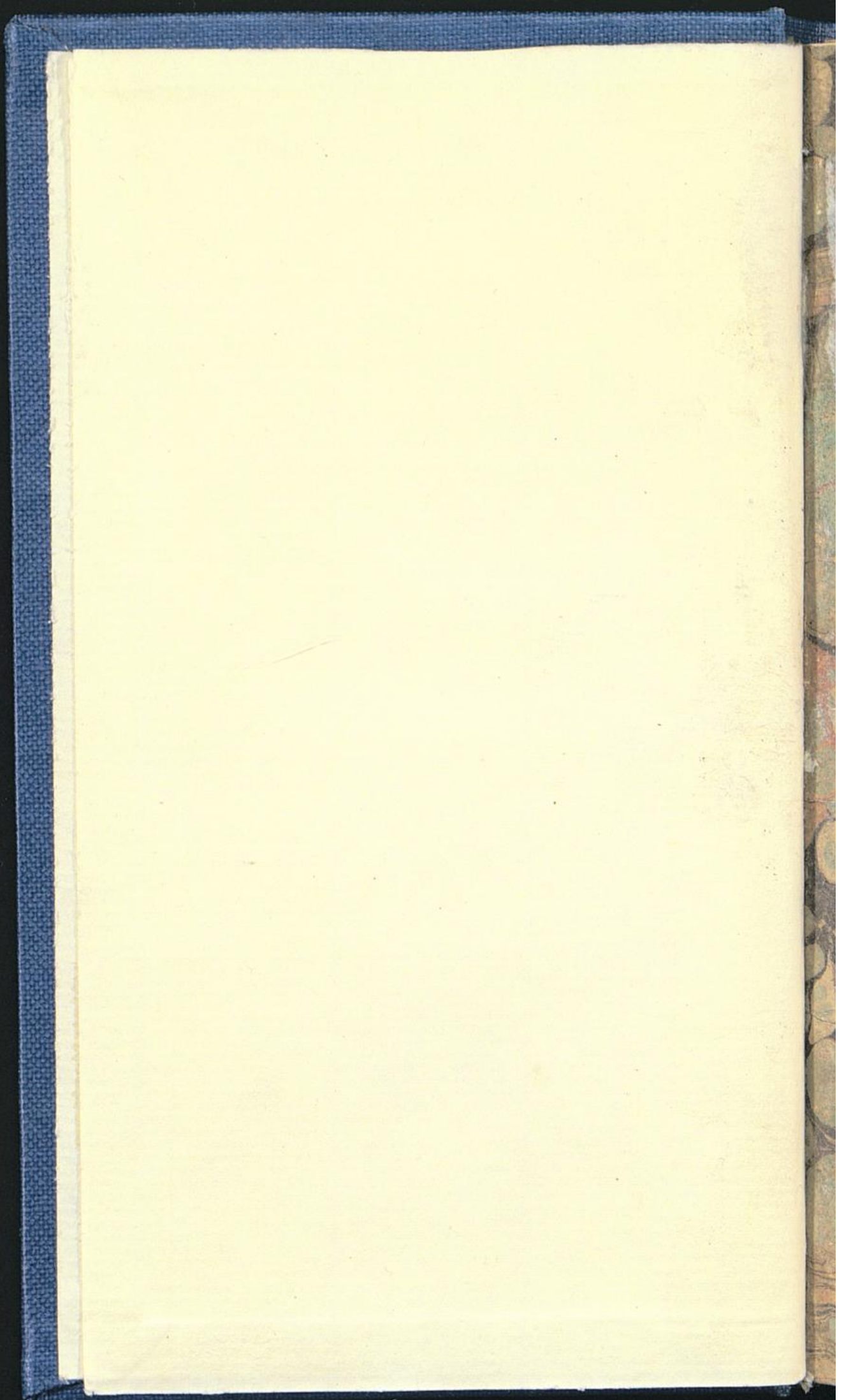
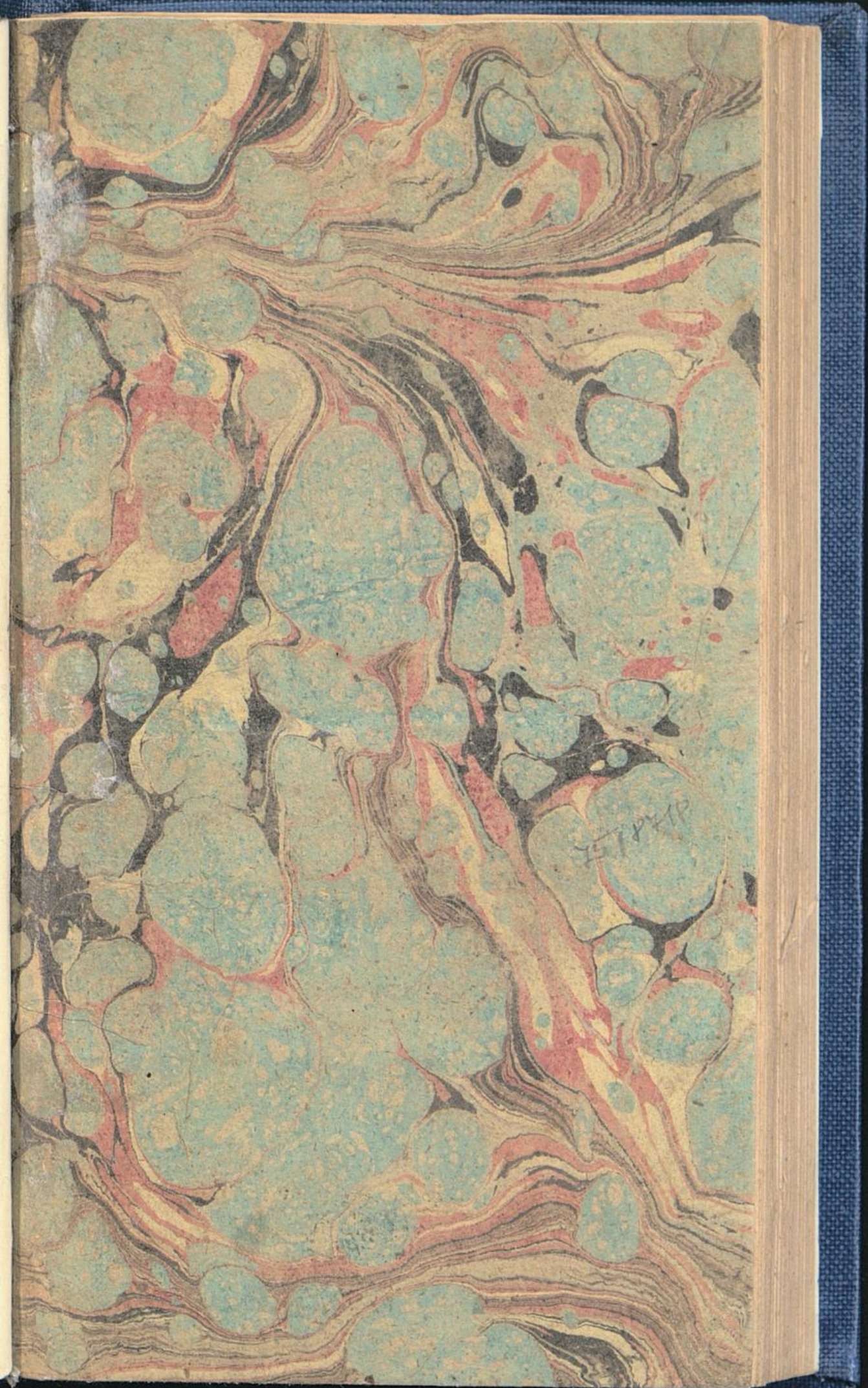


1
52

+0226 074 01








1838.

Satyrischer
theologischer Kalender

auf

das Jahrhundert 1800.

Zu allerlei Nutz und Anwendung.



Mit einem Titelkupfer.

In Kommission
bei dem Buchhändler F. A. Leupold
in Leipzig.

18

rel

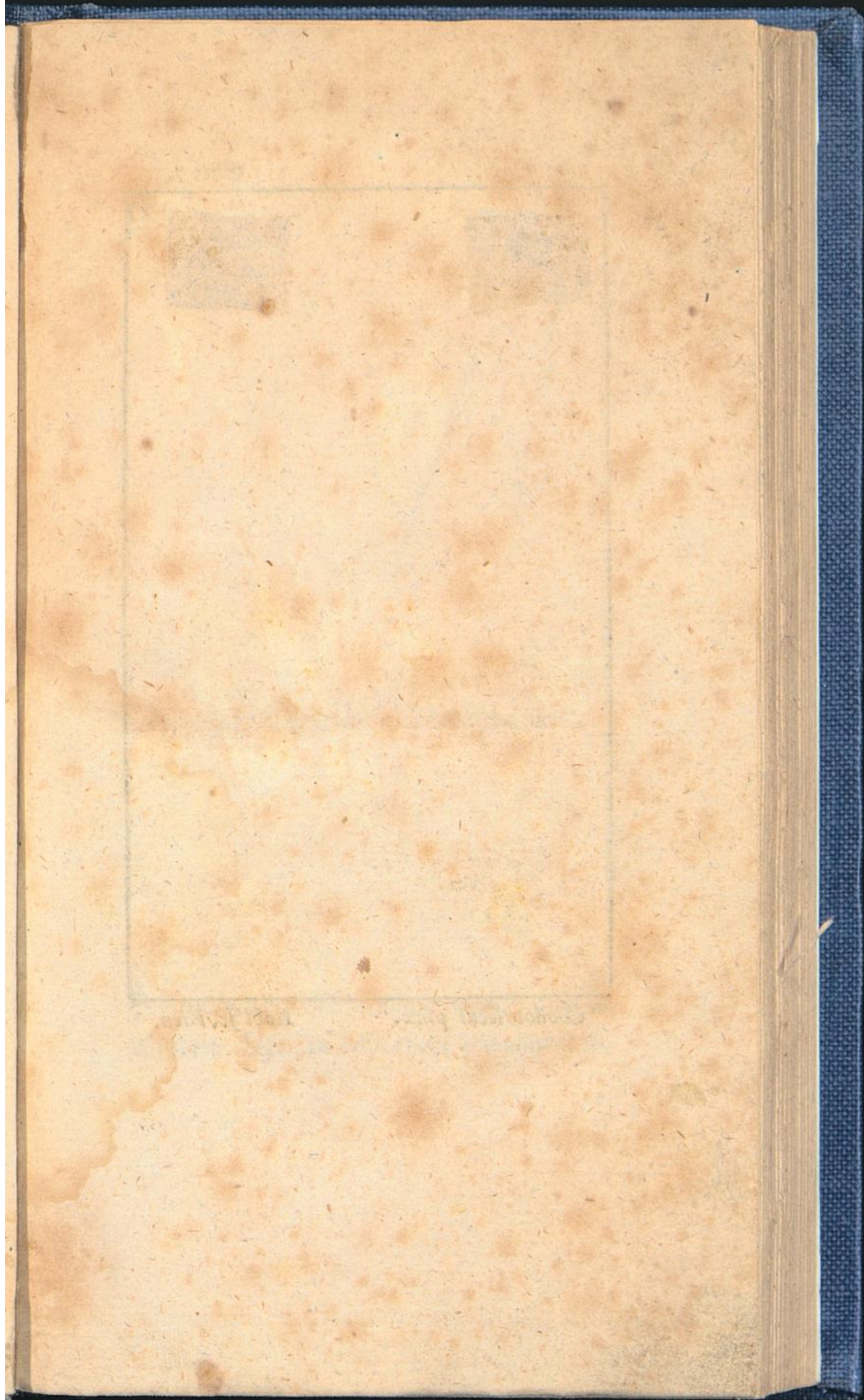
na

b 362

2044



001 226 074



18.



Was zögert ihr er schläfft den
Ring und einen Kieb. III Ges.

Chodowiecki pinx.

Kohl sc. Vien.

Inhalt.

	Seite
1) Dedikation an das neunzehnte Jahrhun- dert.	5
2) Nöthige Erklärung des Chodowieckischen Titelkupfers.	7
3) Reichsgutachten über die einzig mögliche und absolut nothwendige Einrichtung eines ökonomischen Kantischen Kalenders.	33
4) Literarische Notizen.	85

5) Theologische Literatur, nebst den Kalenders- oder Recensionszeichen und der Erklärung dieser Zeichen.

a) Briefe an christliche Religionslehrer, von D. A. H. Niemeyer. Drei Sammlungen. 96

b) Entwurf einer wissenschaftlich = praktischen Theologie. Nach den Grundsätzen des Christenthums und der Vernunft. Von D. E. F. Hammon. 97

c) Doctrinae de reuelatione modo rationis praeceptis consentaneo stabiliendae periculum; a F. I. Niehammer. 98

	Seite
a) D. F. J. Niethammers Versuch einer neuen Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens.	98
e) J. E. Chr. Schmidt's Nachricht an das ununterrichtete Publikum, den Fichteschen Atheismus betreffend.	100
f) Ueber Offenbarung und Mythologie	100
6) Ueber die Privat- und allgemeine Beichte. Oder: Ist die Privatbeichte der allgemeinen Beichte vorzuziehen?	102
7) Die Kantische Todesfeier.	131
8) Auszug der Platnerischen Rede vor der hochwerthen Versammlung der Kantischen Todesfeier.	157

- g) Aesthetische und philosophische Literatur.
- a) Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Von J. G. Herder. Erster Theil. Vernunft und Sprache. Eine Metakritik etc. Zweiter Theil etc. 162
- b) Prüfung der Herderschen Metakritik etc. Von J. G. E. Kiesewetter. Erster Theil. 164
- c) Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Adrbe nebst viel Liebe. Zwei Bände. 185
- d) Athendäum. Eine Zeitschrift, von Aug. W. Schlegel und Fr. Schlegel. 166
- e) Aesthetische Beurtheilung des Klopstockischen Messias. Von J. C. A. Grohmann. 167

f) Wilhelm Meisters Lehrjahre, von Göthe. 167

10) Theologische Literatur, nebst den Kalendern oder Recensionszeichen und der Erklärung dieser Zeichen. (Fortsetzung S. 96.)

a) Kritik der christlichen Offenbarung. (Von J. C. A. G.) 169

b) Schaumann's Erklärung über Fichte's Appellation. 170

c) Versuch einer Kritik aller Offenbarung, von J. G. Fichte. Zweite, vermehrte u. verbess. Auflage. 171

d) J. H. Tieftrunk's Censur des christlich-protestant. Lehrbegriffs etc. Drei Theile. 172

e) Die Religion der Mündigen. Vorge stellt von J. H. Tieftrunk. Erster Band. 172

- f) Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorge stellt von Imm. Kant. Zweite verm. Aufl. 173
- g) Storr's Bemerkungen über Kants philosophische Religionslehre. 174
- h) Ueber die Paradoxien der neuesten Philosophie. Von C. L. Reinhold. 174
- i) Versuch, die Wundergeschichten des N. Test. aus natürlichen Ursachen zu erklären. Von J. C. E. Eck. 175
- k) Welch Zeit ist's im Reiche Gottes? Von G. A. Lypke. 175
- l) Zum ewigen Frieden. Von Imm. Kant. Zweite verb. Aufl. 176

- m) Der Streit der Fakultäten. Von Imm.
Kant. 177
- n) Philosophie über die Leiden der Mensch-
heit. Von K. H. Hendenreich. Drei
Theile. 177
- o) Christliche Schriften, von Herder. Drei
Sammlungen. 178
- p) Die allgemeine Religion. Von P. H.
Jakob. 179
- q) F. B. Reinhard's System der christlichen
Moral. 179
- ii) Eine kleine Allegorie. 181

	Seite
12) Bekenntniß eines Religionslehrers über die Anwendung der Kantischen Philosophie in Religionsvorträgen.	188
13) Literarische Notizen. (Fortsetz. zu S. 85.)	211
14) Höchstgelehrte Recension dieses satyrischen theologischen Kalenders in dem 140st. St. der *** Zeitung 1799.	220
15) Antikritik.	228
16) Antwort des Recensenten.	228

Dedikation an das neunzehnte Jahr:
hundert.

Sey auch mir begrüßt und diesem kleinen Kalender, neunzehntes Jahrhundert! Und wenn du auch noch nicht da bist, wie Mathematiker in Fakultätsprüchen und Theologen auf Kanzeln versichern: so wirst du doch bald herankommen, und, wie alle deine Brüder, die dir vorangegangen sind, Schmerzen und Leiden genug auf die Erde bringen. Sollte ich dich aber darum weniger begrüßen, weil Leiden und Schmerzen in deinem Gefolge kommen, als ich die unumwölkte Sommernacht begrüße, wo nur einzelne Sterne am Horizonte blinken, der Mond mit leichtem fließendem Gewölke ringt und Thränen des Thau's vom Himmel fallen? Das menschliche Auge ist einmal nicht gemacht, um die Tageshelle im höchsten Schimmer und Glanze zu ertragen, und das weichere menschliche Herz nicht gebildet, sich in unumwölkten Freuden allein wohl zu befinden. So sey mir denn begrüßt, neunzehn-

tes Jahrhundert, und eben darum begrüßt,
weil du mit Schmerzen und Leiden kommst!
Wenn ich denke, wie ich die Sehnsucht, alle
die heißen und glühenden Pulschläge des
Schnens, mit denen ich das alte Jahrhun-
dert verlasse, auch zu dir hinüber bringe, wie
die Menschen auch in dir weinen werden, wie
sie in den alten Jahrhunderten weinten: o so
hoffe ich, daß einmal ein schönerer Tag an-
brechen, und daß, wenn du und zehntausend
deiner Brüder in dem Reihentanze der Zeiten
vorüber geschwunden sind, ein ewiger un-
umwölkter May die Erde begrüßen wird.
Wärest du ganz rein von Schmerzen, von
Thränen und Leiden und von dem Ringen
und Beben in dem Herzen des armen Men-
schen; o wo bliebe dann die Hoffnung, die
gleich dem Strahle des tagenden Morgens ei-
nen Himmel auf die Erde zaubert, daß ein Tag
kommen werde, wo die Sonne reiner aufstei-
gen wird, als sie über diese Erde aufsteigt
und untergeht.

Und nur Eins erhalte und bringe mit,
so bald und so lange du über Menschen wei-
lest, — Sinn für alles Menschliche, für
alles natürlich Gute und Wahre!

Nöthige Erklärung des Chodowieckischen Titels
Kupfers.

Ich schrieb an den weltbekanntesten Zeichner und Kupferstecher Chodowiecki in Berlin, daß er mir zu dem Satyrischen theologischen Kalender auf das Jahr 1800 ein Kantisches Kupfer stechen möchte, da es doch einmal Mode sey, daß Kalendermacher ihre Kalenderchen mit Kupfern oder Kúpferchen zu zieren pflegen. Ich glaubte aus einem doppelten Grunde dieser herrschenden Gewohnheit treu bleiben zu müssen, nach welcher die Schriftsteller, zu welcher Kunst denn doch wohl auch mit Fug und Recht jeder Kalendermacher des heiligen Römischen Reichs gehört, das Publikum wie ein kleines Kind, das in Windeln liegt, zu behandeln gewohnt sind.

Denn wer weiß nicht, daß diese kleinen
 Sprößlinge des Menschengeschlechts, näm-
 lich die Kinder, als wollten sie damit
 schon auf eine allegorische Art ihre ganze
 künftige Lebensbestimmung andeuten, so
 gern nach den Lichtern, nach den fackeln:
 den Flammen, nach dem Bunten und Ro-
 then greifen! Und so ist es auch mit un-
 serm Publikum, das, Zehen gegen Eins
 gewettet, gewiß bei jedem Kalender, bei
 jedem guten und schlechten, d. h. bei dem
 Lafontaineschen und Cramerschen Romane,
 ja selbst bei den Nürnbergischen Bibeln
 zuerst nach den Holzstichen, nach den gemal-
 ten und vermalten Landschaften, nach den
 Chodowieckischen geistvollen und den Penzel-
 schen steifen Kupfern, zu sehen pflegt. Und
 ich habe in meiner eignen Erfahrung hier
 ein Beispiel in Praxi. Kaum war der
 junge Herr von A... in die vornehme
 Gesellschaft, in der ich mich befand, ein-
 getreten, und kaum hatte er aus der Tasche

das Taschenbuch, das neben dem Schnupftuche steckte, herausgezogen: so fragte auch schon Julie von M. . . . „was haben Sie da Schönes?“ — „Einen Almanach zum geselligen Vergnügen.“ Und o Wunder — denn natürlich wurden fürs erste die punktirten Blättchen besehen — o Wunder über alle Wunder! da hatten wir den Königstein mit seinem neunhundert Ellen tiefen Brunnen, mit seinen Blitzableitern, mit seinem großen Weinfasse in der Stube, ja das große mächtige Gebirge auf einem vier Zoll langen und zwei Zoll breiten Blättchen. — Das heißt doch große Gegenstände verkleinert, und Riesen zu Zwergen gemacht! Da ich hier nicht vom Geschmacke spreche: so versteht es sich von selbst, daß ich nicht von verkleinertem oder kleinlichem Geschmacke rede.

Also ich schrieb an den gleich Ranten weltberühmten Chodowiecki nach Berlin,

daß er mir ein Kantisches Kupfer stechen möchte, weil ich nothwendig ein Kantisches Kupfer zu meinem Kantischen Kalender haben müßte. Erstlich wollte ich der Mode der schönen Welt nicht untreu werden. Zweitens war es aber noch ein anderer Grund, der mich in schnurgerade Blutsverwandtschaft mit allen schönen und großen Geistern unter unsern Buchdruckern und Dichtern brachte, — ich wollte nämlich etwas Göschensches, Wielandisches oder Rambergisches im Kleinen haben. „Das arme und verarmte Jahrhundert 1800 kann doch nicht,“ dachte ich, „ohne ein Kantisches Kupfer von dem kleinen Valle, welchen man Erde nennt, Abschied nehmen. Nein, es muß auch etwas Kantisches von Kupferstich mit in die Ewigkeit bringen!“ Und diese Idee, welcher Niemand die große Tendenz und einen zentnerschweren Inhalt absprechen wird, war es denn hauptsächlich, die mich auf den kühnen und mir ganz

eigenthümlichen Gedanken von einem Kantischen Kupferstich brachte.

Ueberdieß hatte ich aber auch noch den bescheidenen Landschaftsmaler Günther in Dresden, da dieser eben auf seiner Staffellei die schöne Pilnitzer Gegend als ein zweiter Schöpfer auf die ausgespannte Leinwand hinzauberte, einmal sagen hören, daß es Chodowiecki nicht mit den neuern Malern und Künstlern hielte, welche meinten, man könne die Natur durch Verschönerung und Idealisierung übertreffen. Man müsse die Natur, wäre sein Grundsatz, nur treu kopiren, und sie in ihrer unendlichen und unübersehbaren Mannichfaltigkeit aufzufassen suchen. Dieser Chodowieckische Grundsatz, ob er gleich nicht für unsre idealischen und idealisirenden Zeiten paßt, fiel mir ein, eben wie die große, ganz neue Idee von einem theologischen Kalender wie ein Wetterleuchten durch meinen Gedan-

fenkreis fuhr. „Da wirst du nun nicht allein ein Kantisches, sondern auch ein recht Kantisches und ächtes Kupfer erhalten!“

In Berlin, sagen die Geburtslisten, sollen die meisten Kinder sehr klein und zart auf die Welt kommen. Und zu wundern ist es daher, wie der Einzige Nikolai so große und starke Kinder gebären kann, da er doch auch in dieser Hauptstadt lebt. Es ist diese Ausnahme wohl nicht anders, als aus seiner eigenthümlichen Korperz, die nie aus der Art schlägt, zu erklären. Dieser Buchmacher und Bücherdrucker mag nun auch wohl manche dicke Idee — denn dieß beweisen seine dicken Männer, die alle von ihm, wie von Einem, der an Blähungen leidet, gegangen sind — dem armen und berühmten Berliner Kupferstecher an die Hand gegeben haben. Denn Nikolai greift und giebt Alles handgreiflich. Und so freute sich, wie es sich von selbst ver-

steht, da es etwas Kantisches ist, Chodowicki über meine schöne Kantische Idee von einem Kantischen Kupfer, durch deren glückliche Ausführung er nun auch für das neue Jahrhundert als Kantianer debütiren könne.

Mühe mag es aber wohl diesem wahren Künstler gekostet haben, diese große Idee auszuführen! Eben mit dem Neujahrstage, wo das Jahrhundert schon seit Mitternacht zu seinen Brüdern in die Hallen des Todes und des ewigen Nichts abgegangen war, überbrachte die Post folgenden Brief und das S. 2. unübertreffliche Titeltupfer:

„Ew. Wohlgebohren erhalten hier
 „das Kantische Kupfer, in Kantischer
 „Manier und ganz nach Kantianischer
 „Methode.

Berlin, am 25. Dec.
 1799.

D. Chodowicki.“

Und die Adresse auf dem äußern Titel war:
 „An den Herrn Kalendermacher Claudius
 „in L“

Den Titel: Kalendermacher, hätte ich wohl etwas übel aufnehmen können. Und ich wollte schon den Brief, ohne daß ich etwas von dem gegebenen Briefträgerlohne wiederforderte, der gelben Kutsche oder dem nach der Livree dieses Hauses gekleideten gelben Manne wieder zurückgeben, mit dem Bedeuten, daß der Brief nicht an mich seyn könne, weil ich kein Kalendermacher sey. Es fiel mir aber eben bei, daß das Machen jetzt in der Mode sey, wie z. B. Bücher machen, dummes Zeug machen; daher auch der große Nikolai von dem kleinen Kant sey Buchmacher genannt worden. Ich nahm also statt einer Stichelei vielmehr das Wort: Kalendermacher, für ein Lob an.

Aber was sollte man aus dem Briefe selbst nehmen? Welche räthselhafte Wor-

te: „Kantisch, Kantianisch!“ Und noch dazu das Kupfer, das, wie Du, lieber Leser, siehest, auch nicht einen Zug von einem Kupferstiche oder von einer Radiernadel enthält. Ich nahm geschwind das Mellinsche encyclopädische weitschichtige Kantische Wörterbuch zur Hand. Denn darinnen muß es doch wohl stehen, was Chodowiecki unter einem Kantischen Kupfer, unter Kantischer Manier, und unter Kantianischer Methode verstanden haben mag.

„Kantisch“ sagt dieser Prediger in seinem A b c buche, als wenn wir, wie Nikolai, *) Bönhasen wären, die nichts von

*) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie u. s. w. von Friedr. Nikolai; Berlin u. Stettin 1799. Seite 5: „weil sie mich für einen unzüßigen gelehrten Bönhasen, oder höchstens für einen Belesprit ohne gründliche Studien ansahen.“

der Kantischen Philosophie verständen —
 „heißt 1) alles das, was von Kantem
 kömmt.“ Also nach dieser Erklärung sind
 z. B. deswegen die Kantischen Schriften
 Kantisch, weil sie, wie das Ei von der
 Henne, von Kantem ausgegangen sind.
 „2) heißt Kantisch das, was Kantischen Geist
 hat.“ Diese Erklärung ist nun eigentlich,
 wie jeder verständige und unverständige
 Leser sieht, eine kleine Tautologie. Das
 schadet aber in Wörterbüchern nichts, denn
 darum sind es eben Kantische Wörterbü-
 cher. So haben aber nun z. B. diejenig-
 en Kantischen Geist, welche die Wörter:
 „transcendental, Kategorien, Vernunft,
 Ideen,“ recht oft und vielfmals gebrau-
 chen. Man könnte mir hier zwar einwen-
 den, daß zwischen Geist und Wörtern ein
 so großer Unterschied sey, wie zwischen Ge-
 danken und dem Buchstaben. Allein diese
 Einwendung trifft nur bei Kantem und den
 Kantischen Schriften nicht. Denn hat nicht
 Kant

Kant nur neuerlich gegen Sichte erklärt, daß er seine Schriften nach dem Buchstaben verstanden wissen wolle! Also muß doch wohl Geist und Buchstabe Eins seyn. 3) sagt Mellin: „heißt Kantisch so viel als etwas (nur wenig) vom Kantischen Geiste haben.“ Das war mir nun sehr verständlich; denn daraus konnte ich mir ohne Mühe erklären, warum es so viele Kantianer giebt und warum Kantianer Kantianer heißen.

Aber nun das Wort „Kantianisch.“ Da fand ich in dem ganzen Mellinschen encyclopädischen Wörterbuche von A bis Z auch nicht eine Rubrik, unter der es wäre synthetisch oder analytisch, a priori oder a posteriori erklärt worden. In der Berliner Monatschrift, die das Wort „dreihäutig“ epitomiret, war auch keine Auskunft. Ich war mir also selbst überlassen. Es lag mir gerade Stock's clavis hebr. linguae zur Hand. Da fand ich, daß ani,

„Ich“ so viel bedeute, als „ich, oder ego.“
 Und so schien es mir nun einzuleuchten,
 daß ein Kantianer ein Geschöpf wäre, das
 unter die Kantische Race, wie die Gemse
 unter das Geschlecht der Ziegen, gehöre;
 daß er aber denn doch darinn von einem
 Kantischen Menschen unterschieden sey, daß
 er, vielleicht auf seiner Stirne oder vor
 seiner Stirne, ein Horn trage, wie die
 Gemen, mit dem er alles um und ne-
 ben sich leicht aus dem Wege räume.
 Und gerade so wird es auch in der Na-
 turhistorie erzählt, sollen es die Gemen
 machen, wenn sie sich von einem Alpenab-
 hange zum andern stürzen, daß sie mit
 den Hörnern oder mit dem Kopfe zuerst
 an den Felsen, von dem sie sich schwingen
 wollen, ansetzen, und so durch die Schwun-
 gskraft erhoben über Abgründe setzen, und
 auch mit der Stirne oder mit den Hör-
 nern zuerst wieder an den entgegenstehen-
 den Felsen, an dem sie anprallen, sich auf-

stützen, vermuthlich um sich vor Weinbrüche zu sichern. Und ist es nicht eben so mit den Kantianern, die von ihrem Ich sich erheben und mit diesem auch zuerst bei jedem Gegenstande ankommen! Diese naturhistorische und mit Hülfe des Stockischen clavis abgeleitete Erklärungsart gefiel mir auch bald als die einzig beste und mögliche, da alles bei den Kantianern einzig möglich ist. Herder und Eberhard und Platner wollen, man solle mit der Erfahrung und nur an der Hand dieser von Märchen und von dem Alp erzählenden Amme philosophieren. Nun Erfahrung ist es ja, daß die Kantianer mit ihrem „ich bin, ich sehe mich, ich sehe mich nicht,“ also wohl auch, „ich sehe über alles weg“ sich über alles wegsetzen, und sich, wie die Schweizergemsen, von einem Felsen zum andern in die Lüfte erheben.

Nun blieb mir aber noch das Kantische Kupfer, das originell genug war, wie

die nach dem Euklides demonstirte Wissenschaftslehre, — weil es blos ein weißes leeres Blättchen von Papier war, zu erklären übrig. Ich suchte sogleich unter Analogien und nach einer allegorischen Erklärungsart. Es fiel mir der Runkelrübenzucker, der, wie die Kantische Philosophie, unter die neuesten Erfindungen gehöret, bei. „Runkelrübenzucker nach Kantischen Grundsätzen machen,“ muß 1) so viel heißen, als natürlich „Zuckerant machen,“ wozu es aber doch noch nicht die Zuckersiedereien gebracht haben. Es kann also auch 2) die Bedeutung haben, als „feinen Zucker machen,“ weil es eben die Berliner Zuckermacher noch nicht bis zum Zuckerantmachen gebracht haben.

Ein Kantisches Kupfer würde also nach dieser Analogie von Runkelrübenzucker so viel bedeuten können, als kein Kupfer oder Kupfer als Phänomenon, wie

jetzt Zucker aus Runkelrüben als Phänomen in Berlin verkauft wird. Ich hatte schon Anfangs, wie ich Dir Leser aufrichtig gestanden habe, gleich bei dem Titel Kalendermacher geschlossen, daß ein wenig satyrische Laune in dem Kunstgeiste Chodowiecki's enthalten seyn müsse. Aber jetzt war es bestätigt. Gewiß und wahr hat Chodowiecki durch das schöne Titelpupfer, das kein Kupfer ist, so viel sagen wollen, als: „So wie alles, was Kantisch ist, — Nichts ist, daher auch aus dem Runkelrübenzucker kein Zucker geworden ist; so habe ich auch kein treueres Kantisches Kupfer liefern können, als durch ein Kupfer, das kein Kupfer ist.“

So wäre ich also mit Dir, lieber Leser, durch die Kantische Philosophie um ein Kupfer gekommen, wie mancher Kantianer durch die Kantische Philosophie um seine Professur — und zu einer langen Nase gekommen ist.

Laß Dir aber deswegen nicht Angst seyn. Da wir eben von der Kantischen Philosophie sprechen: so erfahren wir durch diese Zauberinn Hågsa, daß es zwei Arten zu kochen und zwei Arten auszulegen giebt. Eine Art heißt die grammatische, die andere die allegorische. Wie nun, grammatisch genommen, jenes Kupfer nichts ist: so ist es doch allegorisch, wenn Du nämlich einen Sinn hinein legst, etwas und sehr viel. Gerade so wie der heilige Prophet in der Kantischen Fabrik in Wachs zu bossiren, zwei Gesichter und zwei Seiten hat. Nach der einen, wenn Du nämlich das Gesicht wie ein gemeiner Mensch mit bloßen Augen ansiehst, ist dieser heilige Prophet nichts. Nach der andern aber, wenn Du das gefärbte Glas der Einbildungskraft nimmst, und mit dieser Lorgnette jenes Portrait betrachtest: so wird es ein Ideal von moralischer Größe und Hoheit. In der Philosophie giebt es

eben auch Gläser und eben so verschiedenartige Gläser zu sehen, als in der physischen Welt. Es giebt Gläser, die man Augen und natürliche Vernunft nennt. Die andere Art Gläser, welche zu verkaufen und zu kaufen sind, heißen Lorgnetten und allegorische Auslegung.

Auf diesem weißen Blättchen Papier, das im grammatischen Sinne kein Kupfer ist, stelle Dir also lieber Leser, mir zu Liebe, folgende kleine allegorische Bilder vor. Erwärme nur Dein Herz durch Religion und begeistere Deine Einbildungskraft durch Gemälde der unnachahmlichen und noch von keinem Künstler übertroffenen Natur; und es werden bald magische Lichter und Schatten vor Dir aufsteigen, wie wenn Du als neugieriger Zuschauer durch die kleine verglaste Oeffnung in einem breiteren Guckkasten siehst, und der kleine Tiroler Junge nun weite mit Flotz

ten besetzte Häfen und Städte, See'n und Fluthen, gleichsam wie der erste Schöpfer, der das Kleid der Natur im großen Faltenwurf auseinander wickelte, von der hölzernen Walze abwälzt.

Welche Mannichfaltigkeit von Tapetierung, von Scenen und von sprechenden und ausdrucksvollen Figuren finde ich nicht auf diesem Kupfer, das kurz vorher kein Kupfer war! So wie dieses Blatt leer ist von Schriftzeichen, Buchstaben, von radierten Punkten und Strichen: so hat der Tag die Thorheiten der Menschen mit sich hinweggenommen. Denn es ist Nacht, die auf diesem Blättchen ausgebreitet ist. Die hellen weißlichten Punkte, die der Künstler da oben an dem Horizonte angebracht, und die große weiße Rundung, die der Künstler mit seiner Radiernadel verschont hat, weil wir nicht wissen, was da oben ist, und noch kein Montgolfiersche Aérosta:te bis dahin — zu dem Monde gedrunz

gen ist, den nur der Kantianer leicht mit seiner Einbildungskraft überfliegeln kann, — die kleinen weißlichten Pünktchen und der große weite Punkt da oben verkündigen diese Nachtscene. Welche Stille und Einsamkeit auf diesem Blättchen herrscht! Sie kann nicht stiller und tiefer auf der Erde in der tiefsten Mitternacht herrschen. Aber auch Frühling oder die Zeit der Wonne ist es, in welcher der Künstler dieses ganze Gemälde dargestellt hat. Wie fein und sauber hat er dieses durch jenes volle jugendliche Gebüsch und durch jene zarten Blätter, die sich am Baume hinaufranken, andeuten wollen! Was gehen aber dahinten, im Hintergrunde der Scene, für ein Paar einsame Wanderer noch in diesem Dunkel oder in dieser Dämmerung der Mitternacht spazieren? Sie eilen den vollen runden Schatten des Waldes zu, die der Mond mit seiner reinen Silberfluth einfaßt! Seid ihr ein Paar Unglückliche,

von denen sich der Schlaf, der nur die Palläste der Glücklichen besucht, auf seinen flatternden Schwingen hinweggehoben hat? oder seid ihr ein Paar Trauernde, welche die Liebe und die gehoffte, ersehnte Freundschaft grausam und heimlich betrogen hat? — oder seid ihr ein Paar Denker, die nicht auf den Fittigen der Spekulation zu den Himmeln aller Himmel eilen, sondern deren Herz, wie die Biene, aus dem balsamischen Kelche der Blume, Nahrung, Trost und Hoffnung aus der stillen redenden und beredten Natur mitten auf ihrer Bahn der Lebensmühen schöpfen? — Ja, ich erkenne Euch, ihr Großen, ihr Edlen, ihr Freunde der Natur und des Natürlichen. Ach, Euch hat das neidische Jahrhundert lange von der Bühne des Lebens mit sich hinweggenommen! Darum erscheint ihr auch so ganz im Hintergrunde auf diesem kleinen Kupfer. Ihr seid Tollkoser und Garve.

Aber welches Getümmel und Getöse hat Euch auch zurückgeschreckt, daß wir nicht eure fromme Miene und euer mit heiligem Duldungsgeiste bezeichnetes Antlitz sehen können! Da vorne, ganz an dem Rande der Bühne, damit der Pöbel — und das Publikum recht laut und hart die Stimme ihrer Hämmer vernehme! eine Schaar von Schmidten, die da unter einem Obdache, das von den Schlägen der tönenden Hämmer zittert, auf Etwas, das einem Buche ähnlich sieht, grausam zuschlagen und ohne Nachdenken, ob auch der Geist des Buchs sich mit den groben Instrumenten, welche sie führen, vereinbare. Sie hören nicht auf den Gesang des melancholischen Sängers der Nacht, der jetzt sein Lied von der Liebe und der gefühlvollen Menschlichkeit singt. Weit verbreitet sich dieser Gesang und weckt Gefühle und Ahnungen des Höhern und Bessern in dem offenen Denker. Aber

sie arbeiten zu und schlagen und bringen das Buch in Form!

Wer ist der kleinere Mann da, der etwas abgefondert von den Andern, die in seinem Lohne zu stehen scheinen, dicht neben dem Feuerherde steht, den nicht der kleine schmutzige Junge, wie ein schützender Kobold, unermüdet mit dem Blasebälge anzufachen vergift? Er hat so was Zermalmendes in seinem Gesichte! Er hält mit der Zange das Buch auf den Ambos und führt selbst mit der anderen Hand Streiche auf das Buch. Hat der Künstler keinen Buchstaben weiter gehabt, als das Zermalmen, um uns diesen Mann nach dem Namen zu nennen? Sein Gesicht sieht doch so zerschneidend, als der Name ist, der von Lippe zu Lippe tönt! — Da steht einer auf der andern Seite des Amboses neben den arbeitenden und sich zermalmenden Mitgesellen. Er hat so was Vormundmäßiges in seinem Gesichte und

in seiner ganzen ausgespreiteten Stellung. Will er etwa etwas für die Mündigen schreiben, oder hat er es schon geschrieben? Für die Unmündigen, denn Alle außer ihm sind noch nicht mündig, schreibt er gewiß nicht, nur für die Mündigen in Zukunft. Verbreite dich, armer Mann, nur nicht zu weit mit deinem breiten Rücken und mit deinen ausgespreiteten Händen, daß du uns nicht Luft und Sonne raubest. — Neben diesem scheint und erscheint wieder ein anderer kleiner Mann, der einen etwas kleinern Hammer in seiner Rechten führet. An seinem Schurzfell herunter hängt ein Riemen; ein kleiner Hund zieht und zerret an diesem schmalen Riemen. Was ist diese kleine Allegorie? Ist der Hund, wie Blumauer diese Leute mit langen Fingern travestirt, ein — Nachdrucker? oder ist der Hund nur ein Attribut von diesem Manne, an dessen ledernen Riemen er zerret, daß die:

fer Mann, ein Schriftsteller vielleicht — selbst ein Nachdrucker ist? Wer mag es erklären! wir müssen es den Herren Schlegels in Berlin überlassen, die im Athenäum den Flaxmann so unathenisch übersetzen. Aber still, da sind auf diesem steifen Riemen noch ein Paar Buchstaben eingegraben. Hilft das zu einer Erklärung? vielleicht! — „adincudem reuocandi.“

Dort steht einer so mächtig und groß, als Jupiter Ammon. Er dehnt sich in die Höhe, als wollte er den Himmel erreichen. Aber seine Hände, seine Arme sind so zart! Solltest du nicht besser Nürnberger Drechslerwaaren dreheln können? Wenn ich ein mystisches Buch über Offenbarung lese, oder auch unsere mystischen suchenden und nichts findenden ästhetischen Schriftsteller in den Loren, in dem Athenäum: so ist es mir doch, als träte ich in jene Buden, wo gauckelnde hölzer-

ne Köfelmänner, Jungfern mit breiten
 Reifröcken, Spinnräder und allerhand die-
 ser Naritäten aufgehängt und zur Schau
 gestellt sind. Daß der Mysticismus doch
 so viel gleiches mit diesen Spielwerk-
 zeugsbuden hat! Der Mysticismus sucht
 und grübelt und spaltet Begriffe in Be-
 griffe, Geist in geistigen Geist, *) und ver-
 trocknet und trocknet aus alle Kraft des
 wirklichen Geistes. Darinnen eine Aehn-
 lichkeit mit diesen kleinen hölzernen Wa-
 ren, die auch so trocken, so ins kleine
 geschnitten, so affectirt dem Käufer sich
 ankündigen. Der Mysticismus hat aber
 doch auch etwas vom air de genie, so et-
 was Luftiges, Hohes, Schwankendes. Und
 da wieder eine Aehnlichkeit mit diesen in

*) Athenäum. Eine Zeitschrift von A. W.
 Schlegel und F. Schlegel, (Berlin 1799.
 bei G. Fröhlich, Bd. 2. St. 2. S. 277.)
 „deren geistiger Geist und sinnreich zarte
 Gefühle uns noch so fremde sind!“

den Nürnberger Buden aufgehängten Gaukelwaaren. Sie bewegen sich und sind beweglich durch den geringsten Hauch der Luft und klappern und springen, wie jene ästhetischen und theologischen Mystiker.

So wären wir denn also von der Nachtszene und von der heiligen stillen Natur, die im Hintergrunde dieses leeren Chodowickischen Kupfers herrscht, auf Nürnberger Waaren gekommen. Siehe, Leser, was die Allegorie und allegorische Auslegungsart hilft! *Difficile est, satyram non scribere.*

Reichsgutachten über die einzig mögliche und absolut nothwendige Einrichtung eines ökonomischen Kantischen Kalenders.

Es sind so viele Erscheinungen, die unsere Zeiten vor den vielen abgelaufenen und in das Reich des Chaos hingeschwundenen Jahrhunderten auszeichnen, daß man fast fürchten sollte, ein neuer Tag gehe an oder der jüngste Tag müsse bald ankommen, wenn nicht Kant uns nach seiner Philosophie außer allen Sorgen gesetzt hätte, daß dieser Tag so bald noch nicht, wenigstens nicht vor dem Nimmerstage erscheinen werde. Wie die Mädchen, Weiber, oder besser die Platnerischen Frauen sich jetzt in Samojeden hüllen und in griechische Kleider, welche, wie das leichte wolligte Gewölke die kleinen Flecken des Mondes verbirgt, die aus den natürlichen Erhöhungen und

Vertiefungen des Mondkörpers entstehen — oft die unnatürlichen kleinen Flecken unserer Frauen verbergen: so hat auch der höhere Horizont, der über diese weißlichten flatternden Tageleben *) erhaben ist, in unseren Zeiten seine eigenthümlichen Zeichen, daß die Zeit selbst, wie Shakespeare sagt, aus ihren Angeln gehoben zu seyn scheint. Der Horizont der Politik, der der Philosophie, ja der der Speringe — denn wer wollte diesen ihren eigenthümlichen Horizont absprechen, nach dem sie sich orien-

*) Tagelebe ist ein kleines weißes Insekt, einem Schmetterlinge ähnlich, das im Sommer über Bäche hin- und herflattert. Es wird früh an einem Sommermorgen gebohren, und des Abends, nachdem es seine befruchteten Eier in die Wellen des Wassers hat fallen lassen, sinkt es selbst ermattet nieder und findet auf den Wellen, die das herabgefallene Geschöpf mit ausgespannten Gläseln zum Orkus hinführen, seinen Tod.

tieren! — bieten jetzt dem Zuschauer so ganz eigenthümliche Erscheinungen dar. Die Heringe, die sonst nur ihren Zug von der terra Labrador an den Küsten von Grönland, Island und Lappland hin nahmen, kreuzen jetzt schon näher an dem Gestade von Holland, vermuthlich um sich demokratisieren zu lassen, und laufen selbst in die Mündung der Elbe ein, wo sie aber gleich Mapper Tandy von den Hamburgern an das Englische Ministerium werden ausgeliefert werden. Und auch am Himmel kommen Zeichen und Wunder, die, wenn nicht unsere deutschen Mathematiker diese Haargebirne in ihren Bahnen zurückhielten, gewiß bald, wie La Lande die Kometen laufen läßt, unsere Erde mit sich fortreißen oder in tausend kleinere Erden und Erdklumpen zerstückeln würden. Diese Kometen, welche da über uns an dem Himmel herumschweifen, haben auch ihre Verwandten an dem politischen Himmel und an dem

weiten unbeschränkten Himmel der Philosophen. Jener Galandische Komet drohet unsere Erde in viele kleinere Erden zu zertheilen, und der Komet der französischen Revolution drohet nicht weniger bei seinem Kreisen und Umkreisen um seine flüchtige Achse manches Stückchen Land von unserm vaterländischen Boden hinweg zu schleifen. Nur darinnen sind die Kometen, die blutig und in langen Streifen an dem philosophischen Himmel einherziehen, von denen des politischen und physischen Himmels unterschieden, daß diese, welches keine Kunst ist, aus einem Ganzen kleine Theile, aus Einer Sonne und Einer Erde mehrere kleinere Sonnen und Erden zu machen drohen; statt daß Jene ganz neue Sonnengebäude, sollten es auch nur dunkle Monde seyn, die in der kleinen Hemisphäre kreisen, die von den Polen des menschlichen Scheitels begrenzt wird, zu schaffen und zu erschaffen verheißten. „Eine moralische

übersinnliche Welt ist entdeckt worden!“ So rufen unsere Kantischen Philosophen, und so leben sie, nachdem sie zu Ehren ihres Meisters als erste Entdecker dieses übersinnlichen Landes wie Columbus das Kreuz mit dem Wappen „Kantische Unsterblichkeit“ an dem Strande des neuen Amerika ausgesteckt haben, in einer übersinnlichen und sinnlichen Welt zugleich, wie die Amphibien, die im Wasser und auf dem Lande leben.

Jene grönländischen kleinen Küsten- oder Meeresbewohner von terra Labrador haben nun auch einmal, vermuthlich von Hai-fischen und Alles verschlingenden Schwertfischen verfolgt, wie die französischen Aristokraten, als Emigranten und zwar lebendig die Küsten von Deutschland besuchen und auf die Erweiterung und Aenderung ihres Gebietes oder ihres jährlichen Laufs denken wollen. Die französischen Aristokraten und die grönländischen Emi-

granten! Diese, welche frisch, gesund und fett an den Küsten von Hamburg gelandet sind, aber hier gefangen, eingesalzen oder getrocknet und als skeletirte Präparate durch alle Theile der Welt versendet und verspeiset werden; jene, welche schon trocken und getrocknet aus der gallischen Republik gekommen und also des Eingesalzens werdens und Austrocknens überhoben worden sind. Denn wie jene Heringe von dem Trosse des Pöbels zum Morgen: Mittags: oder Vesperbrode in freyer Hand ohne alle weitere Apparatur verspeiset werden: so hat sich auch das Gros des französischen Pöbels, die Fischerweiber, die Ackerknechte, die Ganterrischen Bierbrauer das Fleisch und Blut dieser Königlichgesinnten, ehe sie noch als Picklinge und mit Bücklingen zu uns herüberkamen, nicht nehmen lassen, um es gleichfalls auf die Gesundheit der Republik als einen kleinen Bissen von Morgenbrod aus freier Hand zu verschlucken.

Les genies se rencontrent! Wie also die grönländischen und die französischen Emigranten auf Räumung des Landes und die Veränderung des Ortes gedacht haben: so haben auch die zu Hause gebliebenen Demagogen auf Veränderung der Zeit und des Kalenders gedacht. Und zu vermuthen ist daher, daß künftighin die Heringe zu einer andern Zeit ihren Zug von den Küsten der terra Labrador beginnen werden, — weil sie einen neuen Kalender haben. Und wie ist es auch zu verwundern, daß die Franzosen einen neuen Kalender haben, da sie neue und große Thaten haben! Wie ist es zu verwundern, daß die Monate und Wochen in diesem revolutionirten Kalender nicht mehr so ins Kleine getheilt, sondern ein Monat drei große Wochen und eine Woche zehn lange Tage sind, da sonst in diesem Kalender nicht Platz seyn würde, die Großthaten der Gallier zu fassen. Ein ominöses Zeichen

ist es freilich, daß nach dieser neuen Zeitrechnung des jours complementaires oder sansculottides übrig bleiben, gleich als wenn auch bei den französischen Thaten Etwas übrig bliebe, das ergänzt werden müßte oder das ohne Schaam und Scheu nicht gut bei Tage sich sehen lassen könne.

Hier begegnen sich aber auch wieder die Kantischen Haargestirne und die gallischen Kometen! Haben die Franzosen einen neuen Kalender; so muß ihn ja natürlich auch die freie Republik der Kantischen Philosophen haben. Und auf diese Aenderung des bisherigen bürgerlichen und unkantischen Kalenders hat denn der berühmte Kongreß von den berühmtesten Mathematikern unserer Zeit (*spectatum veniunt, spectantur vt ipsi*) auf der Sternwarte des Herrn von Zach in Gotha insgeheim Bezug gehabt. Auch die Kantianer hatten bei diesem Kongresse — aber nur *incognito*,

d. h. ohne etwas von der Mathematik zu verstehen — gebührenden Beifitz.

Vor dem Ablaufe des achtzehnten und dem Erscheinen des neunzehnten Jahrhunderts sollte nun eigentlich schon, ob sich gleich der Kantische Kalender nicht an die bürgerliche Ordnung binden wird, ein neuer Kantischer ökonomischer Kalender bei Nikolovius in Königsberg, der alles acht Kantische verlegt, erscheinen. Aber unvermuthet und unerwartet, — denn wie sollte das nicht unerwartet kommen, da sonst die Kantianer in so großer Einigkeit und Verständnisse leben! — verstanden sich diesmal die Kantischen Philosophen nicht und konnten sich einander nicht verständigen. Es mußte daher die Herausgabe des neuen Kalenders bis zum Jahre 1801, also bis auf das wirklich neue Jahrhundert aufgeschoben werden, wo alsdann dieses splendide Werk dem deutschen Kantischen

Publikum und den Verlegern, wenn sie die Arbeit der Verfasser gut honoriren, wird geschenkt werden.

Aber die Kantianer sind denn doch bei diesem Kongresse, wo es auf Veränderung der Zeit ankam, sehr billig gewesen. Die Zeit ist ein Gemeingut und ein unveräußerliches Eigenthum der Menschen. Sie nahmen daher bei dem Stimmgeben nicht allein auf sich, sondern auf alle Kantische Buchdrucker, Kantische Buchverleger und sogar auf Kantische Aesthetiker Rücksicht. Es ergieng an alle diese ein Ausschusschreiben. Und folgende sind denn die bedeutendsten Stimmen, die auf diesem bekannten Kongresse zu Gotha eingelaufen sind. Eben wie La Lande mit den deutschen Mathematikern über den Kometen, der ein Zehntausendtheilchen von den Stäubchen unserer Erde mit sich hinwegnehmen soll, stritte, kam nachfolgend:

des Schreiben „An die zu Gotha versammelten und im Betreff eines Kantischen Kalenders berathschlagenden Kantischen Philosophen“ an. Die Mathematiker bra-
chen ihre Untersuchungen und ihren Streit über den Kometen ab, und unterhielten sich über den folgenden:

Königsberg, d. 11. Mai 99.

Ich kann mich wegen meines Alters, denn mit dem Ablaufe dieses Jahres bin ich in das 76ste Jahr hinaufgerückt, nicht so umständlich, wie es allerdings die gute Sache verdient, auf die Anordnung und Einrichtung des neuen Kalenders einlassen. Es ist mir bereits schon, wie wohl jeder Billigdenkende zugestehen wird, bei diesem Alter nichts mehr übrig, als sarcinas colligere, um als fertiger Soldat, der seine Sache, so viel als es menschliche Kräfte erlauben, gewiß gut bestanden, vielleicht noch, wie

zu vermuthen steht, vor dem völligen Abschlusse des neuen Kalenders in jenem Lande mich zu stellen, das kein Cäsar besiegt hat, und woraus noch keine Armee weder geschlagen noch ungeschlagen, zurückgekommen ist. Ich habe aber nur neuerlich bei einigen öffentlichen Beurtheilungen meiner Schriften nicht ohne Freude gesehen, daß noch nicht alle Gründlichkeit und systematischer Geist, welcher zu den Zeiten Wolfs herrschte, in Deutschland verloschen ist. Ich glaube also auch des Rathes überhoben seyn zu können, selbst Hand an den neuen Kalender zu legen; da, wie leicht zu vermuthen ist, die Freunde meiner Schriften selbst die bequemste und tauglichste Form zu diesem Kalender finden werden. Es ist auch leicht, nach dem, was ich geleistet, ein völliges System des Kalenders aufzuführen, da in meinen Schriften die Architektonik dazu bereits entworfen ist.

Uebrigens sehe ich nicht ab, wie ein anderes System außer dem meinigen, denn dieses ist vollendet und braucht nur ausgeführt zu werden, bestehen kann. Es giebt aber gewisse Leute, die auf eine tölpische Art meinen, es gebe noch eine andre Wissenschaftslehre des Kalenders, als die ich in meinen nicht übereilt herausgegebenen Schriften entworfen habe: da doch diese neue vermeinte Wissenschaftslehre des neuen Kalenders nichts anders als eine Logik oder ein doktrinelles System des Kalenders ist.

Imm. Kant.

Wider dieses Schreiben und schon lange vorher, indem er das Gutachten Kants geahndet hatte, wendete Fichte ein: „Es bekümmere ihn wenig, ob man den neuen Kalender Kantischen oder Fichtischen Kalender nennen werde, indem er niemals für hermenevtische Auslegung, was An-

„Dere bei einem System gedacht, gesorgt
 „habe; sondern nur was dabei zu denken
 „sei. Das wisse er, daß, wenn man sich
 „selbst verstehe, die Kantische Kritik zur
 „reinen Wissenschaftslehre erhoben werden
 „müsse, welches er eben in seiner reinen
 „nach dem Euklid demonstirten Wissenschafts:
 „lehre gethan habe. Uebrigens bekenne ja
 „Kant selbst, daß er sich wegen der Schwä:
 „chen seines weit hinaufgerückten Alters
 „nicht auf die Ausführung des neuen Kal:
 „enders einlassen könne. Wolle man nicht
 „statt Wahrheit „„Luft! Luft!““ sehen:
 „so müsse man absolutermaßen bei der Ein:
 „richtung des neuen Kalenders von dem
 „Sehen des Ichs, nicht aber des Nichtichs
 „ausgehen, weil nur erst von dem absolu:
 „ten Sehen des Ichs alle Vorstellung und
 „die Sinnlichkeit durch einen Anstoß, der
 „von dem Nichtich auf das Ich geschiehet,
 „hervorgehe. Dieß alles sei in seiner Wis:
 „senschaftslehre und in seinen Erläuterunz

„gen (philosoph. Journal) Klärlich darge:
„than.“

Schwickert in Leipzig, denn ich habe oben schon erinnert, daß auch alle Kantische oder nur einigermaßen Kantische Buchhändler im Betreff des neuen Kalenders um Rath gefragt wurden, und das mit Recht, da sie nicht allein die Wehmütter, sondern auch oft die sehr ergiebigen Ehemänner der Gelehrten sind — erließ folgende Sentenz: „Er für seine Person wolle sich Alles gefallen lassen, was die Herren Kantianer zum Guten und Nutzen des deutschen Buchhandels und zur bessern Einrichtung der Leipziger Messen beschlössen. Uebrigens wäre er auch zufrieden, daß die Monate nicht mehr in vier Theile oder Wochen, sondern wie die französischen Monathe in drei, also größere Theile getheilt würden; inmaßen dadurch natürlich sein Buchdrucker, der nur nach und nach bei Muffe seine Verlagsartikel drucke, noch

mehr Zeit gewönne, seine Verlagsartikelf bei leeren Zwischenräumen der Zeit zu drucken: wodurch natürlich eine größere Wohlfeilheit des Drucks, dessen Preis jetzt allen Glauben überstiege, hervorkommen müßte. Er bäte aber auch nur, daß man die Leipziger Ostermesse 1800 noch nach dem alten Kalender vor sich gehen lassen möchte, weil er eben hier eine Haupteinnahme von mehreren angesehenen Buchhändlern einzunehmen habe, diese also, wenn es nach dem alten Kalender gienge, keine excusation zur Verweigerung der Zahlung hätten. Was seine Person betreffe, so sei er dann in Rücksicht auf die Zahlungen, die er zu leisten habe, jede Veränderung und Erweiterung der Termine nach dem neuen Kantischen Kalender zufrieden.“

In den Erfurter gelehrten Nachrichten erschien bald darauf ein recht gründliches und tief abgefaßtes Schreiben wider einen Antikantianer, der den Kantischen Ka-

Kalender nicht hatte wollen gelten lassen, von dem bekannten Jünger und Herausgeber der Kleinern Schriften Kants, in welchem dieser also schließt: „Er, der „Briefsteller, wünsche vom Herzen, daß „sich der Verfasser auf Retraktionen, da: „mit die Sache des Kantischen Kalenders „endlich aufs Keine komme, einlassen möch: „te. Er wolle gar nicht Anstand nehmen, „durch eine gelieferte Duplik oder Triplik „auf die Retraktion des Verfassers sich „noch ferner durch die Erfurter Nachrichten „berühmter und bekannter zu machen, als „er vorher gewesen wäre.“ *)

Auch den Buchführer und Buchhändler Nikolai ließ man nicht außer Acht zur Entscheidung dieser genannten Quästion aufzurufen, besonders weil man wußte, daß er mit Mendelssohn die Kritik der rei:

*) Erfurter gelehrte Nachrichten 1797. St. 66. —
Tieftrunk.

nen Vernunft und die Mathematik nach Newtons Principiis philosophiae naturalis mathematicis, zugleich studiert habe. Und es ergienß von ihm folgendes Schreiben.

„Berlin, d. 10. Jun. 1799.

Ich fühle wohl, daß man in Gefahr ist, besonders wenn man alt ist und auf seine mit Mühe durchlebten Jugendjahre zurücksieht, allzu redselig zu werden. Daher ich auf die Nachsicht aller billigen Leser und Kantianer rechnen muß. Und ich kann und will auch deswegen auf diese Nachsicht keinesweges Verzicht thun, weil ich wohl weis, daß, wenn man von sich umständlich öffentliche Nachricht giebt, es schwer ist, sich dem gerechten Verdachte der Selbstgefälligkeit, welche von mir weit entfernt ist, zu entziehen. Die Idee oder der Vorschlag, über welchen man eben jetzt zur Einrichtung eines ökonomischen Kantischen Ka:

lenders berathschlaget, ist und scheint mir unausführbar, erstlich wegen der innern Widersprüche in dieser Philosophie, wie ich in meinen wiederholten Schriften mehrmals zu zeigen gewagt habe; zweitens aber noch mehr wegen der Widersprüche selbst, die unter den Kantianern über diese Philosophie herrschen. Damit man mich aber doch nicht für einen gar zu unzüftigen gelehrten Bönhasen oder höchstens für einen Bellesprit ohne gründliche Studien halte, welchem Verdachte man leicht ausgesetzt ist, wenn man, welches ich mir zwar niemals habe zu Schulden kommen lassen! nicht mitspricht: so thue ich in Absicht des Kantischen ökonomischen Kalenders folgenden Vorschlag. Entweder die Hauptepochen des neuen Kalenders und der neuen Zeitrechnung können durch meine Schriften bezeichnet werden, daß z. B. die stürmischen windigten Wintermonate

den Titel meiner Reise durch Deutschland und die Schweiz, und die Monate März, April, Mai, in welchen der Mensch zur Liebe gegen sich selbst zu erwachen pflegt, den Titel meiner Selbstgeständnisse (Ueber meine gelehrte Bildung u. s. w.) erhielten: oder daß ich, welches ein besonderes Naturgeschenk ist, das ich durch Übung auszubilden gesucht habe, die Knöpfe von den Nöcken der Kantianer drehte und mit diesen Knöpfen die Monate, die Wochen und Tage des neuen Kalenders bezeichnete. Mit der Kantischen Philosophie, die durch den neuen Kalender herrschte, würde auf diese Art zugleich die strengste mathematische Genauigkeit verbunden. Denn der Kantischen Philosophie entsprächen sehr gut die von den Nöcken der Kantianer abgedrehten Knöpfe, denn sie wären Kantisch; und zugleich wären es doch auch einzelne bestimmte Nummern,

die berechnet und gezählt werden könnten. Durch diese Aufzählung der Knöpfe würde überhaupt nun viel für die Verständlichkeit der Kantischen Kritik gewonnen werden, wie ich, da ich die Kantische Kritik zu studieren anfing, diese besonders dadurch habe verstehen lernen, daß ich mir die einzelnen Wörter und Phrasen aufschrieb und auswendig lernete.“ U. s. w. *)

Dieser Brief ist zu lang, als daß er hier völlig angeführt werden könnte. Auch

*) Dieser Brief ist besonders einzeln abgedruckt in der Schrift von Nikolai „Ueb. m. gelehrte Bildung u. s. w. 1799.“ Unter diesem Briefe erläutert denn Nikolai zugleich, was er hier von dem ihm eigenthümlichen Naturgeschenke des Abdrehens der Knöpfe sagt, nämlich daß selten ein Mensch, mit dem er spricht, von ihm weggehe, ohne daß er ihm nicht in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wenigstens einen Knopf vom Rocke gedreht habe.

war noch eine Nachschrift und unter dieser Nachschrift noch ein Additament, welches beides wegen ihrer Ausführlichkeit hier nicht abgeschrieben oder abgedruckt werden kann.

Der Kongreß zu Gotha dauerte sehr lang, ohne daß etwas Entscheidendes über die neue Idee eines Kantischen Kalenders ausgemacht wurde. Es liefen immer mehrere Briefe ein, welche die Uneinigkeit und die verschiedenen Meinungen nur noch vermehrten. Man verlegte also den Kongreß von Gotha nach Jena in das Literaturzeitungshaus, welches offene Fenster und keinen Giebel oder Decke hat, um durch dieses Hülfsmittel vielleicht die Berathschlagenden aus Nothwendigkeit auf einen bestimmten letzten Reichschluß kommen zu lassen. Wer eigentlich der Anstifter und Urheber von dieser Lokalveränderung des Kongresses war, weis man nicht. Man sagt aber, Falk, der auch seine Stimme


zu geben nach Gotha berufen worden war, weil er so gut als Kantianer in seinem Taschenbuche für Freunde des Scherzes und der Satyre debütiert hatte, hätte diesen sarkastischen Einfall gehabt. Es wird nämlich erzählt, daß, wie einmal die Kardinäle bei einer Papstwahl nicht einig werden konnten und das Konklave immer wieder vom neuen verschlossen wurde, ein listiger Kardinal den Anschlag faßte, die Decke des Konklave's wegnehmen und das Gebäude oben öffnen zu lassen, wo nun die Kardinäle dem Wind und Regen ausgesetzt geschwind zur Papstwahl schritten und einig wurden.*)

*) „Die Uneinigkeit unter den Kardinälen hatte einstens den sedem vacantem so verärgert, daß man fürchten mußte, die Kirche möchte davon Nachtheil haben, wenn nicht bald ein Papst gewählt würde. Ein Kardinal von der Familie Chigi, welcher damals der Beschützer des Konklave's war, ließ also

festen Gewölbe auf der Sternwarte zu Gotha nicht weggenommen werden konnte, versteht sich von selbst. Durch Umwege, heredte Induktionen und Insinuationen, in welchen nichts als Satyre lag und welche endlich auf eine offene Satyre hinausliefen, brachte es denn Falk dahin, daß der Kongreß nach Jena in das Literaturhaus wandelte, welches von selbst schon, wie es in dem Falkischen Kalender abgebildet ist, auf allen Seiten und oben offen ist; da dieses ein nothwendiges Erforderniß bei einem Gebäude ist, woraus sich der Schall

einen Theil desselben aufdecken und eine Menge Wasser auf die Kardinäle schütten, worauf Ihre Eminenzen bald einen Pabst wählten.“ Der Verfasser hat oben also doch in etwas, wie die historischen Romanschreiber zu thun pflegen, vielleicht um Herrn Falks willen, der seine Satyre nicht mit dem Kinde aus dem Bade schüttet, gelogen.

geschwind und mit gleichen ebenmäßigen Schwingungen durch alle Gegenden verbreiten soll. *) In diesem Jenaischen Literaturhause bekam nun, besonders durch den

*) „Der ununterbrochene ? Beifall, womit sich die Allg. Lit. Zeitung nunmehr seit 15 Jahren (sie ist jetzt im Ableben) beehrt gesehen, vermöge dessen sie in alle Länder in und außer Europa, wo man Literatur kennt, (die Lit. Zeitung liest,) Eingang gefunden und erhalten hat, macht es uns zur Pflicht, da heute das letzte Jahr des 18ten Jahrhunderts angeht, über die noch mögliche Verbesserung und Erweiterung unsers Instituts für das kommende neunzehnte Jahrhundert nachzudeaken und in Zeiten dem Publikum von dem entworfenen Plane Nachricht zu geben. u. s. w. 
S. Intell. Blatt der Allgem. Lit. Zeitung, No. 1. 1800.“
Vorm Jahre und vor einigen Jahren kannte man von Jena aus nur Ankündigungen in pompösem Styl: jetzt kommt aber auch von daher Bettlerstolz und vornehmer Ton in lumpigten Kleidern!

Beitritt des Herrn Prof. Schmid, dieser Kongreß eine ganz andere Gestalt, und man vereinigte sich endlich in folgende Hauptresultate.

1) meinte Schmid: „das ganze Jahr müsse nach den vier Kategorien in vier Kategorien getheilt werden, und jedes Viertel des Jahres von einer dieser Kategorien den Namen erhalten; daß also z. B. ein Vierteljahr die Quantität, das zweite die Qualität, das dritte die Modalität und das vierte die Relation hieße.“ Dieser Vorschlag erhielt völlige Beistimmung, besonders Tieftrunks, der alle Begriffe nach den vier Kategorien untersucht.

2) „Jedes Vierteljahr wurde in drei Monate getheilt, und jeder dieser Monate erhielt wieder einen Namen nach den Unterabtheilungen der Kate:

gorien, daß z. B. der eine Monat in dem einen Vierteljahre Allheit genannt wurde,“ u. s. w. Auch dieses erhielt völlige Beistimmung, wie das No. 1., besonders vom Herrn Falk, der als Faun und Satyr diesen Kongreß betauschte, — weil, wie dieser meinte, es doch so der Sache nach beim Alten bliebe, obschon die Kinder den Namen änderten.

z tens) „Die einzelnen Tage in den Monaten könnten entweder mit den Terminis der Kantischen Philosophie bezeichnet werden, bei welcher Ausführung, meinte Schmid, man sein geschriebenes Kantisches Wörterbuch zum Grunde legen könne: oder man könne auch die einzelnen Tage mit den Namen der berühmte gewordenen und sich berühmt gemachten Kantianer bezeichnen.“ Dieser Punkt theilz

te sehr die Stimmen, nicht sowohl deswegen, weil es Mangel an Kantischen Terminis oder an Kantianern wäre, um die 365 Tage auszufüllen; als vielmehr deswegen, weil man über die Rubrizierung und Rangordnung der Kantischen Wörter nicht einig werden konnte, als auch weil manche Kantianer nicht wollten, daß ihre Namen an die Stelle der übel bedeutenden Namen „Desiderius oder Nikol.us“ nach dem alten Kalender gesetzt würden.

atens) „Was die Mondsanzeigen und Mondsveränderungen in dem alten Kalender betreffe: so brauche man in dem neuen ökonomischen Kalender nicht mehr solcher Mondzeichen, weil hier schon Alles durchaus helle und von dem Monde der Kantischen Philosophie beschienen werde, daß es

nicht etwa zu gewissen Zeiten, wie in gewissen Hauptstädten des Abends auf den Straßen, wenn der volle Mond im Kalender steht, dunkel sei.“ Auch darüber ward von dem ganzen Kongresse applaudirt.

stens) „Was die Märkte und Viehmärkte, die gewöhnlich in dem alten Kalender angegeben waren, betreffe: so könnten und müßten diese nothwendig in dem neuen Kalender durch die Namen der Buchhändler, die besonders Kantische Schriften verlegt hätten, ersetzt werden. Was die Viehmärkte aber, *salua venia et saluo respectu*, angienge: so könne man hier entweder die Antikantischen Bücherverleger anführen, wie z. B. Herrn Hartknoch in Leipzig, der die *Metakritik* verlegt, oder auch so recht um der Schande willen die Nachdrucker,



besonders die von Kantischen Schriften.“ Diese Meinung Schmid's erhielt auch, wie sich von selbst versteht, gebührenden Beifall. Doch Falk konnte sich bei diesem Punkte von den Nachdruckern nicht mehr halten; er rückte und rippelte sich und brach endlich aus: „Die Nachdrucker wären gar zu gefährliche Leute, daß man diese nicht einmal auf den Viehmärkten aufführen müßte. Denn auch hier könnte Weißkauf geschehen, wie man an dem Nachdrucke des Quintus Seymeran von Flaming, deutlich sehen könnte. Zweitens gebe es keine Kantischen Nachdrucker, man müßte denn darunter selbst die Schüler Kants verstehen, weil kaum die Kantischen Drucker und Buchhändler von dem Ertrag der Kantianischen Schriften leben könnten.“



stens) „Das Verzeichniß von dem Schröpfen, Aderlassen u. s. w., als auch die Sternzeichen, wie z. B. der Wassermann, die Fische, sollten aus dem neuen Kalender weggelassen werden.“

Doch über diesen Punkt war man sehr streitig und konnte sich nach vielem Hin- und Herdebattiren doch nicht vereinigen. Der Beschluß dieses Hauptpunktes wurde also vertagt.

Gerade zu dieser Zeit des Kongresses traf Schlegel, der gar nicht anonym ist, in Jena ein, um sowohl den Hofrath Schütz wegen der ungebührlichen Recension in der Allgemeinen Literaturzeitung über sein Athenäum zur Rede zu setzen, als auch ihm den Verfall der Literaturzeitung anzukündigen, weil er, da er dieselbe in der Nähe habe kennen lernen, keinen Antheil mehr daran nehmen wolle. Dieser Schlegel huschte oder drängte

sich also auch (oder gieng er auf Stelzen?) in die volle Versammlung dieses Kongresses ein; und that noch endlich den Vorschlag wegen eines Kalendertupfers. „Die Zeit wäre doch einmal ein Phänomenon,“ perorirte er in zierlichen und eingezwungenen Wortphrasen und Paragraphen, „sie erscheine nur oder scheine nur; sie habe einen intellektuellen Charakter, daß sie Alles entdecke und an das Tageslicht bringe, (tempus, quod res inuenit omnes); sie habe aber überdieß noch einen empirischen Charakter, daß sie nämlich dem Empfindsamen und dem Denker angenehmer erscheine, wenn sie vorbei sei, als in ihrer Gegenwart. Um nun alles dieses auszudrücken, schlug dieser transcendente Aesthetiker vor, dürfe man den Saturn nicht etwa zum Titeltupfer wählen, der Alles mit seiner Sense weggraffe, also vielleicht auch die Kantische Philosophie, welchen Schein die Kantianer bei ihrem Kantischen Kalen-

Kalen:

Kalender wohl vermeiden müßten: sondern man solle und müsse eine nackte Weibesform (d. h. blos in Flarmannischen Umrissen) zum Frontispice des Titellupfers nehmen. Diese Form müßte aber von hinten anzusehen seyn: denn dieses entspreche gerade, seiner Erfahrung gemäß, der unangenehmen Gegenwart und der angenehmen Vergangenheit der Zeit. Durch dieses hintere Profil, welches die nackte Weibesform zeige, würde nämlich das Unangenehme der gegenwärtigen Zeit auf das Geistig:Geistigste angedeutet. Daß diese Weibsfigur nackt erscheine, woran die Kantianer keinen Anstoß nehmen würden, da für den Reinen Alles rein sei, drücke das „tempus, quod inuenit res omnes“ sehr zierlich aus. Und daß es gerade eine Weibesform sei, das sei nöthig, um den Schein der Zeit anzudeuten, weil der Schein der Charakter des Weibes, hingegen Wirklichkeit und Wahrheit der Charakter des Man-

nes wäre.“ Auch über diesen Punkt wurde auf diesem Kongresse nichts ausgemacht. Schlegel hatte also das Mißvergnügen, hier zum erstenmal zu erfahren, daß die Philosophen doch nicht immer von den Dichtern zu lernen haben, *) oder wenigstens nicht immer von ihnen lernen wollen. Denn Beck, der nur κατ' ἐξοχην von Fichte der Standpünktler genannt wird, wendete besonders wider diese ästhetische Idee ein: „daß, wie sich Fichte einmal gewaltig geirret habe, wenn er sage, daß der Mann bei dem großen Geschäfte *liberos procreandi* sich thätiger verhalte als das Weib, welches mehr leide und leidend sei; da dieses wider das große Gesetz der Mathematik und der Natur, nämlich der gleichen Wirkung und Zurückwirkung laufe: so ha-

*) S. Athenäum der Abhandl. v. d. Paradoxien und Paralogien, wovon in allen Heften eine Fortsetzung ist.

be auch Schlegel offenbar geirrt, wenn er das hintere Profil einer Weibsfigur zum Frontispice des Kalenders empfehle. Denn ein anderes sei es, so etwas *en miniature*, ein anderes, dieses *en gros*, wie es doch bei einem ausgewachsenen Frauenzimmer sei, zu sehen. Er wisse wohl, daß auch, wie der neue französische Wetterprophet aus den Spinnen lehre, bisweilen diese kleinen schwarzen Geschöpfe bei üblem Wetter, oder wenn es übles Wetter nach acht Tagen werden wolle, dem Zuschauer und dem Wetterbeobachter den Hintern zukehren. Allein dieses sei etwas anderes, eben weil es *en petit* und *en miniature* sei. Schlegel antwortete zwar sehr kunstreich aus der Kunst darauf, daß sich so etwas auch im Großen gut vorstellen lasse, wie die Venus *καλλιπυγος* beweise. Doch wollte sich der wenige Kunstkenner Beck mit dieser ästhetischen Bemerkung wider seinen einzig möglichen Standpunkt, etwas *en gros*

und en mignature zu betrachten, nicht zufrieden stellen.

Der Kalendermacher des diesjährigen Kantischen Kalenders hat nun nach allen diesen Reichsschlüssen der Kantianer, die oben angegeben wurden, keine andere und bessere Einrichtung in seinem Kalender treffen können, als die eben der Leser, wenn er diesen Kalender durchblättert, vor Augen siehet. Da nämlich nach allen diesen Reichsschlüssen doch noch nichts Vollständiges ausgemacht ist, also auch kein vollständiger Kantischer ökonomischer Kalender geliefert werden konnte, und ich als Kalendermacher nichts gern halb thue: so habe ich in diesem Kalender auf das Jahrhundert 1800 nur die erste Idee davon dem Publikum bekannt machen und mittheilen wollen. Mit dem Jahre 1801 wird aber nun ein vollständiger Kantischer Kalender mit dem Schlegelschen Titeltupfer und ohne die Mondsveränderungen erschei-

nen. Ich stehe hier aber auch nicht etwa mit mir selbst im Widerspruch, indem ich schon wieder 1801 einen Kalender herausgeben will, da doch dieser Kalender dem Titel nach für das Jahrhundert 1800, also für das ganze Jahrhundert sein soll. Denn ich habe wohlbedächtig auf dem Titel die Worte „für das Jahrhundert 1800“ gewählt, weil ich mich, da das Jahrhundert 1800 hundert einzelne Jahre enthält, nur auf Lebzeiten Sr. Majestät des diesjährigen Jahres anheischig mache, *) nicht noch einen Kalender herauszugeben; nach diesem Termin aber, unbeschadet meiner Gewissenhaftigkeit, so viel einzelne Kalender erscheinen können, als Jahre im Jahr:

*) „Auch diesen Ausdruck wählte ich vorsichtig, damit ich nicht der Freiheit meines Urtheils in diesem Religionsproceß auf immer, sondern nur so lange Sr. Maj. am Leben wäre, entsagte.“ S. d. Streit der Fakultäten, von Kant. Vorrede.

hundert sind: so daß jener Kalender für das Jahrhundert 1800 besonders, nach seiner näher bestimmten Jahrzahl, nur für das jetzt laufende Jahr ist.

Was die Märkte und Viehmärkte anbelangt: so habe ich sie deswegen nicht in dem diesjährigen Kalender aufführen wollen, weil ich nicht gern mit den Druckern und Nachdruckern etwas zu thun und zu schaffen habe, besonders mit den letztern. Denn sie könnten mir leicht, wenn ich sie hier in diesem Kalender an die Stelle der Viehmärkte auführte, wirklich, der Prophezeiung des Herrn Falks gemäß, auch hier Weißkauf treiben und zur Strafe diesen Kantischen Kalender nachdrucken.

Die Idee des Herrn Schlegel im Betreff des Titeltupfers schien dem diesjährigen Kalendermacher zu riparographisch. Eigenthümlich und originell ist freilich diese Idee, darum ist sie auch Schlegelisch.

Was das Aderlassen und Schröpfen betrifft: so habe ich mich von meinem jetzigen Kalender, der in Pirna gedruckt ist, und von seiner schönen Einrichtung doch noch nicht so ganz losreißen können, daß ich nicht in dem diesjährigen Kalender diese Rubrik hätte aufnehmen sollen. Ich habe aber für gut befunden, dieses Schröpfen und Aderlassen und Haarabschneiden, wie der geneigte Leser siehet, Kantisch zu machen. Ueberhaupt rath Nikolai auch Herrn Sichten in seinem Buche „Ueberm. gel. Bildung“ u. s. w. S. 260: „Sollte „aber etwa das Uebel nicht blos im Gehirne „liegen; so werden ja Kollege Hufeland oder „Kollege Loder schon die Spetakuanha in ganz „kleinen Dosen oft nach einander gebraucht, „zu verschreiben wissen. Einem Manne, „mit dem es in seinem Innern so kläglich „beschaffen ist, daß ihn alles Treiben und „Thun der Menschen in dieser Welt anz „ekelt, wird gewiß die Ekelfur am dien:

„lichsten sein.“ Man siehet ja also hier aus, daß das Ueberlassen und Schröpfen in einem Kantischen Kalender nicht fehlen dürfe. In dem überjährigen Kalender will ich mich gern, wenn binnen dieser Zeit obige Reichsschlüsse zu Stande und die Kantianer aufs Neue kommen, denn jetzt sind sie noch, wie man siehet, in Rücksicht der verschiedenen Meinungen im Unreinen, nach dem Reichsgutachten der Kantischen Philosophen auf dem Literaturhause zu Jena bequemen.

Auch die Fischchen, die Widder, die Mondsviertel gefallen bis iht noch sehr mir oder dem Kalendermacher. Von dem Kalender und dem Monde hängt so viel gute und böse Laune ab! Wenn ich in dem Kalender den heiligen Christtag sehe: so freue ich mich immer noch meiner Kinderjahre. Und man lasse mir doch diesen Kindheitsinn! Oder wenn ich so am Abend

den hellen Mondschein des Viertelmondes erblicke, besonders wenn ich so verdrüsslich und saurer Laune bin, wie nach dieser Kommentation des Kantischen Kalenders: so heitert sich mein Blick gleich bei dem hellen nüchternen Scheine dieses hellen Gestirns auf, und auf dem zitternden Strale dieser Mondeshelle kommt mir entweder das Bild meiner Laura, die entfernt von mir seufzt und von der entfernt ich diesen Kalender schreibe, zu, und ich fühle mich leicht und selig in dem Besitze dieser Laura und dieses Laura'sbildes: oder ich freue mich auch über Gottes Schöpfung und über Gott, der so ein herrliches Nachlicht über die Finsternisse des Erdenhals hat aufgehoben lassen. Also die kleinen Mondesscheibchen mögen immer in diesem Kalender bleiben. Und damit ich sie doch irgendwo habe, da dieser Kalender noch nicht nach dem Oekonomischen Kantischen Kalender ganz vollständig eingerichtet werden kann,

und nach dem alten Kalender nicht eingerichtet ist, weil ich doch gern mich zu dem Neuen halte und das Neue gern habe; so habe ich die kleinen, halben, Viertels- und vollen Mondchen zu den Schriften gesetzt, die mir gefallen und je nachdem sie mir gefallen. Gefällt mir eine Schrift ganz: so kommt der volle Mond. Ist das Gefallen halb: so erscheint der halbe Mond. Und gefällt mir eine Schrift nur wenig: so setze ich den Viertelsmond. Der Leser sehe hier die Rubrik nach, wie ich die Schriften der theologischen Literatur be- kritisiere.

Die Fischchen und die Widder u. s. w. habe ich deswegen auch nicht weggelassen, weil die Dekane auf Universitäten, also auch der philosophische Dekan, unmittelbar nach diesen Astralgeistern des Himmels sind benennet worden. *) Ueberhaupt aber

*) S. Der Streit der Fakultäten, von Kant. S. 3. „Dieser aus der Astrologie entlehnte

auch, weil Herder, wie nachstehende Tafel zeigt, unter den Sinnbildern des Steinbocks und des Wassermanns die Philosophen vorstellig gemacht hat:

„Kategorie der Fakultäten und Dekane von
 „der kritischen Philosophie aus dem
 „Thierkreise herabgeholt:

1.

„Theologische Fakultät.
 „Widder, Stier, Zwilling.

2.

3.

„Juristische Fakultät. Medicinische Fakultät.
 „Krebs, Löwe, Jungfrau. Waage, Scorpion, Schüz.

Titel, der ursprünglich einen der 3 Astralgeister bedeutete, welche einem Zeichen des Thierkreises vorstehen, ist von den Gestirnen zuerst auf die Feldlager (ab astris ad castra) und zuletzt auf die Universitäten gezogen worden.“

„Philosophische Fakultät.

„Steinbock, Wassermann, Fische.

„Der Steinbock ist der kritische Philosoph
„für alle Fakultäten und Staatsbeamte.“

S. Metakritik. 2. Th. S. 362.

Besonders aber habe ich diese Zeichen deswegen so gern, weil sie stumm und stillschweigend so viel und auf eine so beredte Art sagen. Unsere neuere Beredsamkeit bestehet besonders darinnen, daß man zweideutig (d. h. nicht bestimmt, so wie Aristoteles und Lessing doch thaten) spricht. Daher scheinen mir diese stummen Fischen z. B. so viel zweideutige Beredsamkeit vorwärts und rückwärts zu haben. Setze ich also über eine Schrift, die ich allmächtiger Recensent, denn welcher Recensent wäre nicht allmächtig, so lange er auf seinem Recensentenstuhle sitzt! beurtheile, ein

Paar Fischchen: so bedeutet dieses kleine Wassergeschöpf, daß es, wie es gewöhnlich im Wasser und auf dem Wasser schwimmt, auch über dem angezeigten Buche in seinem Elemente sei.

Mit diesen stummen und doch beredten Recensentenworten wird nun alle Weitläufigkeit in den Recensionen sehr oft und sehr gut vermieden. Denn man drückt kurz und energisch aus, was man ausdrücken will. Zweitens aber gefallen mir diese Zeichen deswegen so sehr, weil sie in Absicht der Antikritiken Alles so kurz machen und eine so wunderbare Kürze einführen. „Deine Recension über mein Buch ist selbst wässericht!“ wird ohnstreitig der Verfasser des angezeigten Buches sagen. Und da in diesem Zeichen des Fischchens weder ein du noch ein ich, auch nicht ein wir (Recensenten) liegt: so kann nun dieses Urtheil von dem Wässerichten in dem Zeichen des Fischchens sowohl auf den Verfasser gedeut:

tet, als auch auf den Recensenten zurückgedeutet werden. Ich will mir nun gern gefallen lassen, wenn ein Verfasser das Fischchen auf mich zurückdeutet. Ich möchte auf die Gefahr, daß man meinen Wis auf mich, zu meinem Nachtheil, zurückwende, um Alles in der Welt diese meine Erfindung von Recensionsmöglichkeit nicht verschweigen. Nicht sowohl um der Kürze und des bedeutenden Ausdrucks, als vielmehr um der gar füglichen und zweckmäßigen Retorsion dieses wässerichten Zeichens willen, möchte ich daher vielen und manchen Recensenten in der Jenaischen Literaturzeitung rathen, dieses Zeichen aufzunehmen. Es wäre im Ganzen auch Eins und dasselbe, ob sich die Recensenten und Antikritiker mit Worten schimpfen, oder ob sie sich, ohne daß sie gegen einander reden, durch das stumme und beredte Zei-

chen „Du bist ein Fisch!“ — „Nein, du bist einer!“ einander zusprachen.*)

Folgendes ist die Tafel der Kantischen Chronologie und der Kantischen Bedeutungen meiner aufgenommenen Kalenderzeichen.

In diesem Jahre zählt man:

Von Erschaffung der Welt nach Calvisii Rechnung, oder von Erschaffung der Kritik der reinen Vernunft 18 Jahre.

Von der letzten jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem, oder der jämmerlichen Zerstörung der Reinholdischen Philosophie 8 Jahre.

*) Unter allen Schimpfwörtern der Recensenten und Kritiker ist das „Du bist ein Fisch!“ wohl noch das gelindeste. Man sehe die Recensionen und die Antikritiken in der Jenaischen durch ganz Europa! bekannten Zeitung.

Vom Anfange des Böhmischen und darauf
erfolgten 30jährigen Krieges oder des
Krieges zwischen dem sich setzenden Ich
und Nichtich 6 Jahre.

Vom Bombardement Dresdens oder der
Stadt Jena oder der Fichteschen Philo-
sophie 2½ Jahr.

Von Einführung der Augspurgischen Con-
fession oder der Herderschen Meta- und
Antikritik 1 Jahr.

Von Einführung des verbesserten Kalen-
ders, d. h. dieses Oekonomischen Kanti-
schen Kalenders 0 Jahr.

Erklärung der Kantischen Kalender (Recensions-)
Zeichen und Abbreuiaturen.

☉ Neue Mond. Sehr dunkel und düster.


☽ Erste Viertel. Die Aufklärung beginnt
unterm Zwielichte und Dämmerung.


● Voll:


- Vollmond. Volle Aufklärung.
- C Letzte Viertel. Dunkel und mystisch.
- ☿ Gut baden und schröpfen.
- X Gut Haar abschneiden.
- ☿ + Gut Purgiren und Aderlassen und Blutigel setzen.


Es werden sich wohl häufig solche Zeichen bei Einer Schrift zugleich einfinden. Und der Leser wird sich schon daraus in der Recension orientiren können. So z. B. finden sich bei Nikolai's Gundibert alle diese Zeichen, d. h. der Recensent rath dem Verf. des angezeigten Buchs, Ader zu lassen, zu schröpfen, zu purgiren, sich Blutigel setzen zu lassen, das Haar abzuschneiden u. s. w.


- ♈ Widder. Kritisch, abstrakt, verworren.
- ♉ Stier. Transcendent, überfein:ästhetisch.
- ♊ Krebs. Unbestimmt, Hypothesen, phantastisch.

 Löwe. Kraftvoll, wahr, bestimmt.

 Scorpion. Unter aller Kritik.

 Steinbock. Streitsüchtig, wie die Recensenten.

 Schütze. Er hätte es besser machen können, oder Er versteht sich selbst nicht.

 Wassermann. Wässerigt.

 Fische. Sehr wasserreich.

Nach diesen Erklärungen der Kantischen Kalender- und Recensionszeichen muß ich nun noch dem Leser mittheilen, wie ich auch gern in diesem ökonomischen Kantischen Kalender die kleinen Holzschnitte, welche in dem Pirnaischen Kalender über jedem Monat stehen und welche den Hausmüttern und Hausvätern zeigen, was sie gerade in diesem Monate zu thun haben, aufgenom-

men und zur Belustigung des Auges präsentirt hätte. Allein es waren eben die Druckstöcke zu diesen Kupfern in der Officin, in der dieser Kalender gedruckt ist, ausgegangen. So hätte ich z. B. vom Herzen gern das Januarkupfer in meinem Kalender gehabt. Hier auf diesem Kupfer zeigt sich eine Windmühle, die ihre Flügel rasch und behend beweget, und zugleich nicht weit von dieser Mühle ein Herr, der seine Dame auf einem Schlitten fährt. Gar niedlich wird dieses Kupferchen von vier schwarzen Linien eingefast, und an der einen obern schwarzen Linie sind noch ein Paar Wolken angebracht, die fast der eine Windmühlenflügel zu durchschneiden scheint. Gene Windmühle hätte mich nun sehr leicht auf die Philosophie, welche mit allen zwei und dreißig Winden in der Welt in gutem Vernehmen stehen muß, und der Herr, der da seine Dame mitten unter Sturm und

Schneeegestöber fährt, mich auf meinen Mitcollegen bringen können; der als Commissionair dieses kleine Büchlein von Kalender durch die Welt helfen soll. Die einzige Aehnlichkeit finde ich zwischen diesem Kalender und jener Windmühle, daß diese, je nachdem man sie drehet, mit allen Winden in gutem Vernehmen stehet; dieser Kalender aber, weil so viele Schriftsteller auf den Flügeln desselben abgebildet, und als Fellschen in dieselben eingeschoben sind, mit keinem einzigen Winde — verzeihet es, Ihr Winde! mit keinem einzigen Recensenten in gutem Vernehmen stehen kann.

.....

Literarische Notizen.

Bei F. Unger in Berlin erscheint nächstens eine Zeitung, in welcher die Verfasser ihre Werke selbst recensiren. Man kann darauf wetten, daß diese Verfasser entweder von ihren Werken stolz und selbstgenügsam sagen werden, daß sie über alle Kritik (über alles Lob erhaben) sind; oder mit großer und größter Bescheidenheit und Bitterkeit gegen ihre eigenen Werke, daß diese unter aller Kritik sind. Aber auch dieses letztere wird nur geschehen um des air de genie willen, und damit das Publikum desto leichter einsehe, was nicht der Verfasser, der sich so streng recensiret, alles hätte leisten können!

Bei mir Endesgenannten ist zu haben:
Meine Reise nach Italien, die ich selbst

geschrieben und von einem Gelehrten habe durchsehen und corrigiren lassen; Originalideen; Englische Reitsättel; Ideen zu Gartensitzen, wovon die Muster unmittelbar aus England gekommen sind; ganz neue Ideen zu chinesischen bunten Häuschen in Englischen Gärten nach dem reinsten Geschmacke der heutigen Gartenkunst; Riechfläschchen; Predigten, die bereits ins Russische und Polnische übersetzt worden sind, und welche das Publikum mit dem größten Beifalle aufgenommen hat; Ideen und Muster zu brillanten Buchhändleranzeigen, welche in sehr verschiedenen Sortiments jeder soliden Buchhandlung, die von ihren Artikeln Absatz wünschet, zur Wahl stehen; und Neue Auflagen zu Büchern. *** , 1800.

* * * *

Auch ist bei mir neuerlich erschienen:
Was ist von dem so genannten Wieder

Kommen und Erscheinen der Seelen zu
urtheilen? drei Predigten, von G. L.
Dedekind. Blumenzeichner für Damen,
die sticken und bunt ausnähen oder diese
Kunst erlernen wollen, mit illum. Kupfern.
Kleiner holländischer Landschaftsmaler,
mit Kupfern, nach dem holländ. Originale.
Ein SchäferKatechismus. Die geschickte
Köchinn beim Fleischeinkauf oder Unterricht
für junge Damen, die ihre Fleischspeisen
klug und mit Vortheil auswählen und kau-
fen lassen wollen; Zweite verbess. Auflage.
Allgemeine Handlungszeitung. Und —
Taschen Schmid vornehmer Herren oder
Taschenrosarzt; fünfte verb. Auflage!

* * * *

Muster schöner Redensarten und eines
schönen Styls:

„deren geistiger Geist und sinnreich
„zarte Gefühle uns noch so fremde sind.“

S. Athenäum 2t. B. 277.

„Es ist ein sehr gebildetes und auch ein
 „sehr eigenes Buch; das eigenste, das
 „wir haben, kann nicht eigener sein.“
 S. Athenäum 2t. Bd. S. 289. Das
 heißt doch selbst eigen und mit der
 eigensten Eigenheit geschrieben!

„Wir (nämlich Schlegel) werden unsere
 „Ansichten so klar als möglich darzustellen
 „versuchen, und die Motive nie ver-
 „schweigen. Aber freilich giebt es Fälle,
 „wo es am besten ist, kategorisch zu
 „urtheilen, und das, wodurch das Ur-
 „theil motivirt ist, in dieses selbst hin-
 „einzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch
 „giebt es in jeder Kritik, sie mag noch so
 „förmlich sein, irgend einen Punkt, wo
 „das Motiviren ein Ende hat, und wo
 „es nur darauf ankommt, ob der Leser
 „mit dem Beurtheiler übereinstimmen
 „kann und will.“ S. Athenäum 2t. B.
 S. 288. Das heißt doch ein sehr förm-

licher und motivirter Paragraph! Gott weis, daß mit diesem kein Leser übereinstimmen kann und will!

„Und fahren Sie fort, in Ihrer Mühle
 „des guten Geschmacks von unsern
 „Schriftstellern besonders die nur belieb:
 „ten zu walken.“ Athenäum 2t. B.
 184. — Das heißt doch mit geistigem
 Geist geschrieben! Schade, daß Herr
 Schlegel dieses zu Tieck, dem Verfasser
 des vortrefflichen Sternbald sagt. In
 dem ganzen Athenäum klingt aber der
 Styl wirklich so, als wenn die Para:
 graphen in einer Mühle geraspelt
 würden.

Die Herren Schlegels, die so schön
 schreiben können, werden auch nächstens
 den Homer malen. Sie werden nämlich,
 so bald es ihre Zeit und Muße zuläßt,
 eine Ausgabe des Homer besorgen, in wel-

chem malerisch durch dichterische Contour's dargestellt ist, wie Hector und Achilles daherschreiten. So werden sie auch nächstens den Laokoon, nämlich die Agesander'sche Statue, musicieren lassen. Nämlich sie glauben, es müsse einen besondern guten Effekt machen, wenn sich auch hier die Künste zusammen vereinigen, und der Laokoon wirklich seine Schmerzen und sein Seufzen durch ein Ach und Weh der Musik ausdrückt. Sie haben daher ein Instrument erfunden, in welchem durch einen besondern Mechanismus ein kleiner Blasebalg angebracht ist, durch welchen in der eigen dazu präparirten Statue des Laokoon die Töne des Schmerzes auf eine höchst musikalische Art hervorgepreßt werden. Sie werden mit dieser musikalischen Statue des Laokoon, wie mit dem gemalten Homer, nächste Ostern Europa zu durchreisen anfangen und sich allen Kunstliebhabern zeigen.

Ein redliches, offenherziges Bekenntniß!

„Ich für meinen Theil (ich W. Schlegel), wenn ich Wis besäße, und zwar solchen, der nicht erst durch einen Voratz herausgedrückt zu werden braucht, sondern eine überströmende Ader, die sich in gleichsam elektrischen Schlägen ihrer Fülle entledigt, so wollte ich ihn schon besser anwenden, als zu einem weitläufigen Kommentar über die schwerfällige satyrische Prosa Hogarths.“ *S. Athenäum* 2t. B. 197. Wer erkennt hier nicht die Schlegels als Lessinge unserer Zeit, die großen Literatoren unseres Jahrhunderts, die scharfentreffenden Kritiker der Künste und Künstler, — die zweiten Lessinge! Selbst so offen und frei sprechen sie von sich, wie Lessing von sich spricht. Und eben dadurch möchten sie so gern dem Publikum einen Fingerzeig geben, daß es sie

doch neben, über oder doch wenigstens unter die Lessinge stellen möchte. Gar sinnreich und fein liegt diese Forderung in der geradezu nachgeahmten Stelle, wo Lessing, aber mit mehr Anstand als jener Hr. Schlegel, sagt: „Was in meinen neuerern dramatischen Versuchen „Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr „bewußt, daß ich es einzig und allein „der Kritik zu verdanken habe. Ich „fühle die lebendige Quelle nicht in mir, „die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, „so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk „und Röhren aus mir herauspressen.“

Lessingen können wir die Wahrheit dieses Geständnisses kaum glauben. Aber Herrn Schlegel glauben wir es, ohne daß er es uns bekannte. Und besser, er hätte es nicht bekannt! denn so stehet er neben

Lessingen, und macht sich, wie ein Zwerg
neben Riesen, nur um desto winziger.

„Wieland, heißt es in den Notizen
„des Athenäums 2t. B. 331., wird Sup:
„plemente zu den Supplementen seiner
„sämmtlichen Werke herausgeben, unter
„dem Titel: Werke, die ich sogar für
„die Supplemente zu schlecht halte und
„völlig verwerfe. Diese Bände werden
„aber unbedruckte Blätter enthalten,
„welches sich besonders bey dem geglä:
„teten Velin schön ausnehmen wird.“

Die Herren Schlegels haben nicht
bedacht, daß es in dem Geisterreiche und
in allen Geistesprodukten drei verschiedene
Arten von Größen giebt. Erstlich eine
positive Größe, zu welcher die Wielandi:
schen gedruckten und beschriebenen Werke
gehören. Zweitens eine negative Größe
= 0, zu welcher, wie Herr Schlegel will,

die unbedruckten Wielandischen Supplemente der Supplemente gehören sollen. Und drittens eine Größe, welche das Schlegelsche Werk, Athenäum genannt, der Breite und Länge nach ausmisst, — die Größe oder das Quantum des Überwizes und Unsinnis. Lieber also leere unbedruckte Supplemente, als Schlegelsche bedruckte Supplemente!

Lavatersches Urtheil über drei Gesichter.

Was liegt auf dem Gesichte des bekannten Buchmachers — in dem vorstehenden Gebirge des Unterkinnis? Vielredenheit. Was in der Stirne, die sich so glatt und ohne allen Einbug zur Nase herabbeugt? Vielweisheit. Was in der Nase, die so nüchtern und jung wie das Huhn aus der Schaale hervorgekrochen zu seyn scheint? Weisheit: also Naseweisheit.

Was liegt auf diesem Gesichte, unter dessen Vorgebirgen und Landengen Schiffe und Flotten vor Sturm und Schiffbruch sicher sind? Tiefe Gründlichkeit. Was in dem eigenwilligen und eigensinnigen Hervorhängen des Kopfes und der Perücke? Ein bißchen Schusters (grübelnde) Weisheit: also der Streit der Fakultäten.

Was liegt auf diesem Gesichte des Leipziger Denkers? Galante Philosophie und französisirende Weisheit.

Wie die Schlegels behaupten, daß, weil in jedem vollkommenen Dinge drei Dinge sind, so auch drei Einheiten und Personen in der Gottheit sind: so hast du das Vollkommenste, wenn du diese drei Gesichter unmittelbar in einander oder nach einander oder auch neben einander siehest.

(Fortsetzung folgt.)

Theologische Literatur nebst den Kalender- oder
Recensionszeichen und der Erklärung dieser
Zeichen.

.....



Briefe an christliche Religionslehrer, von
D. Aug. Herrm. Niemeyer, Consistorial-
rath und Prof. d. Theol. Halle, im Way-
senhause: 1796. — Erste, zweite, dritte
u. letzte Sammlung.

Nach den oben erklärten Kalenderzei-
chen würde diese Recension so viel sagen,
als: „dieses Buch ist sehr wässerigt und
sehr wasserreich.“ Und nach der Hiero-
glyphen, dem Wassermann, kann es auch
nicht anders seyn. Er bückt sich auf das
Buch herab, und scheint ohne viel Mühe
aus dem Buche den Eimer mit Wasser voll
geschöpft zu haben. Auch die Fische sind in
ihrem

Elemente. Doch können vielleicht auch diese Zeichen etwas anderes bedeuten. Wir (Recensent) wollen nicht apodiktisch absprechen. Aber auf Muthmaßungen, was diese Hieroglyphen vielleicht anderes anzeigen mögen, können wir uns nicht einlassen. Wir müssen so lange mit der endlichen Erklärung warten, bis die Pariser Gelehrten die Egyptische Hieroglyphensprache auf der Säule, welche Buonaparte von dem Nil mit sich nach Paris genommen, entziffert und sie in ihre bestimmten Bedeutungen aufgelöst haben werden.

C

Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie. Nach den Grundsätzen des Christenthums und der Vernunft. Von D. Christ. Friedr. Ammon. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1797.

Der Mond stehet im letzten Viertel. Es wird bald dunkel werden. Doch jetzt

ist noch Dämmerung, und das Licht streitet mit der Finsterniß. Wir müssen es erwarten, wie es mit diesem Streite ausfällt. Vielleicht triumphiert das Licht, vielleicht siegt aber auch der schwarze Schatten der Nacht. Der Verfasser obigen Buchs stehet auf dem Punkte, wo er entweder zur völligen Finsterniß oder zum vollen Lichte hinüberschreiten kann. Je nachdem er nun seine Schritte lenkt!



*Doctrinae de reuelatione modo rationis
praeceptis consentaneo stabiliendae periculum,
a Frid. Imm. Niethammero. Ienae 1797.*

D. Fr. J. Niethammers Versuch einer neuen Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens. Nach d. Latein. Mit e. Anhang, der eine Darstellung des Gesichtspunkts enthält, aus welchem diese Begründung aufgefaßt werden muß. Jena, bei Fr. Frommann, 1799.

Bekanntlich hat der Krebs zwei Naturen. Im Tode, der durch siedendes Wasser effectuirt wird, präsentirt er sich in der feuerrothen Farbe des Regenbogens. Und beim Leben siehet er schwarz aus. Sollen diese beiden Naturen des Krebses etwas erläutern in Bezug auf obige Schriften, wo die letztere die erstere in einer anderen Gestalt zeigt, als wie sie als Disputation bei dem Herrn Buchhändler Stahl erschien? Hier ist sie weltlich: dort hat sie schon mehr das geistliche schwarze Gewand. Auch hat dieses Wasserthierchen zwei Eigenheiten in Rücksicht des Ganges oder des Laufs. Einmal vorwärts, zweitens rückwärts. Soll dieses vor- und rückwärts vielleicht selbst auf ein zweideutiges Vor- und Rückwärts in jener Schrift deuten?



Johann Ernst Christ. Schmidt's
Nachricht an das ununterrichtete Public

Kum, den Fichteschen Atheismus betreffend. Gießen 1799. bei G. J. Heyer.

In gewissen Momenten sehen manche Leute, die in den engen Bezirken von *maisons de discipline* sitzen, sich für Potentaten und mächtige unumschränkte Könige an. So haben auch Hutter, Chemnitz, Gerhard, alle diese braven Dogmatiker, nach Schmidt's Meinung, in ihren Lehrsätzen die moralische freie Weltordnung des Fichte angekündigt. Das heißt doch eine Präexistenz oder eine *evolutio ouulorum*.

o



Ueber Offenbarung und Mythologie. Als Nachtrag zur Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft. Im Verlage der Königl. akadem. Kunst- und Buchhandl. in Berlin, 1799.

Hier kommen zwei Zeichen zusammen, die das Urtheil des Recensenten sehr unzuverlässig und bedenklich machen. Doch

dieses schadet nichts. Denn diese Unzuverlässigkeit ist so eine gute Eigenschaft mehr, die unser Recensent mit mehreren andern Genaischen Literaturrecensenten gemeinschaftlich hat, aus deren Recensionen — man nicht weis, was man nehmen soll. Das Zeichen des Krebses bedeutet auch das Kantische Symbol oder die Kantische toast: „Er verstehet sich selbst nicht“ und auch: „Er hätte es besser machen können.“ Gehet das auf den Verfasser obiger Schrift „er verstehet sich selber nicht?“ Der Steinbock sagt, daß diese Schrift ein bischen polemisch ist. Und in der That, das ist sie auch. Denn Tieftrunk, Ammon, Jakob, Schmidt, Niesmeyer, der Verfasser d. Kritik d. christlichen Offenbarung, treten hier im vollen Harnisch und Panzer auf, und der Verfasser thut sehr unsanfte Schläge auf diese mit Kantischer Rüstung gewapneten Männer. (Die Fortsetzung folgt.)

.....

Ueber die Privat- und allgemeine Beichte,

Oder:

Ist die Privatbeichte der allgemeinen Beichte vorzuziehen?

In der Abschaffung alter Gebräuche, die durch das Alterthum sanctionirt worden sind, sollte man vorsichtiger seyn, als man insgemein zu seyn pflegt. Gewöhnlich sind diese Gebräuche doch nicht so ganz veraltet, daß nicht noch die jetzigen Menschen einen Nutzen daraus ziehen, und in ihrem ersten Ursprunge nicht so ganz unzweckmäßig, daß sie nicht noch jetzt der Menschheit sollten einen Dienst leisten können. Es giebt Gebräuche, welche aus Unwissenheit und Aberglauben entstanden sind. Diese abzuschaffen und auszurotten, ist die Pflicht

eines jeden moralisch gesinnten und für das Beste der Menschheit besorgten Mannes. Es giebt aber auch Sitten und Gewohnheiten, welche mit allgemeinen, unaustilgbaren Bedürfnissen des Menschen verbunden und aus ihnen entstanden sind. Und diesen abzuhelpfen, diese Gewohnheiten und Sitten abzuschaffen oder auch nur zu verändern, muß das Werk der reifsten Ueberlegung und des wiederholtesten Nachdenkens seyn. Je allgemeiner nun diese Gebräuche und je mehr sie mit höheren moralischen oder religiösen Anstalten vereinbart, d. h. wenn es z. B. religiöse Gebräuche sind, die den öffentlichen Gottesdienst oder die Ausübung der Gottesverehrung betreffen: desto furchtsamer und langsamer muß man daher billigermaßen zu Werke gehen, sie zu antiquiren. Denn gemeiniglich haben sie, gesetzt auch, daß sie im Anfange nichts anders, als leere Form waren, etwas Religiöses oder Mo:

ralisches angenommen, sie haben eine bedeutungsvolle Bestimmung und einen Sinn erhalten, der mit dem Inhalte der Religion auf das innigste verbunden ist. Und werden diese Gebräuche abgeschafft: so gehet zugleich dann auch das verloren, was ihnen anhängt, und was sie durch die Länge der Zeit, durch ihren öftern Gebrauch erhalten haben. Und es wird so etwas Wesentliches mit dem für Unwesentlich gehaltenen zugleich abgeschafft.

Ein solcher Gebrauch, der wegen seines Alterthums, wegen seiner Allgemeinheit und wegen der Sache, mit der er verbunden ist, für Jeden verehrungswürdig und heilig seyn muß, ist nun auch das, was man Privatbeichte nennt. Es ist jetzt Sitte und sie wird von Tage zu Tage allgemeiner, diese Privatbeichte selbst allgemein zu machen. Ich glaube, daß hier die jüngern Diener des Amtes etwas

zu rasch und rascher zu Werke gehen, als es ihnen die Wichtigkeit des Gegenstandes erlauben sollte, ob sie schon für diesen ihren raschen Schritt in ihren Jugendjahren Entschuldigung genug finden. In diesen jugendlichen Jahren ist man weniger geneigt, das Gute und Böse für und wider eine Sache genau abzuwägen. Und gewöhnlich gesellet sich noch zu diesem jugendlichen Alter, — daß ich es so nenne, ein neuer moralischer Sinn, den jene Diener des Wortes neben andern Universitätserinnerungen mit sich in ihr Amt gebracht haben, ein Sinn von allgemeiner philosophischer Vernunftreligion und reiner Gottesverehrung. Und sie glauben daher der Menschheit keinen kleinen Dienst zu thun, wenn sie die Privatbeichte als etwas Anstößiges abschaffen.

Ich kann mich aber nicht überzeugen, daß der Gebrauch derselben für unsere Zeit

ten so ganz seinen Nutzen verloren haben, noch weniger, daß er mit irgend einem wohlverstandenen moralischen Sache der christlichen Religion oder auch der Vernunftreligion oder auch der reinen abstrakten Moral streiten sollte. Ich will daher meine Gründe dafür im Folgenden vortragen. Ich beabsichtige durch diesen kurzen Aufsatz nichts anders, als die Aufmerksamkeit des Publikums und der Denker mehr auf diesen Gegenstand zu leiten, und wenigstens, wenn es möglich ist, mehr Vorsichtigkeit und Behutsamkeit in die Abschaffung dieses bisher in der christlichen Kirche so allgemein gegoltenen und so lange bestandenen Gebrauchs zu bringen.

Ich glaube nämlich aus drei Gründen, daß die Privatbeichte vor der allgemeinen Beichte den Vorzug hat. Erstlich, weil sie den moralischen Bedürfnissen und der moralischen Natur des Menschen an-

gemessener, zweitens weil sie mit dem Geiste der christlichen Religion übereinstimmender ist; und drittens, weil durch sie, eben indem sie individueller ist, auf eine bestimmtere und zuverlässigere Weise dem gemeinen menschlichen Leben und den kleinsten häuslichen Handlungen des Menschen Religiosität und wahrer moralischer Gehalt gegeben werden kann.

Was das Erste betrifft: so will ich mich hier nicht auf den allgemeinen Drang in dem Menschen, sich wörtlich gegenseitig einander mitzutheilen, berufen, um daraus einen Grund auf eine so entfernte und weithergeholte Weise abzuleiten, daß das Privatbeichten, als wörtliche Unterhaltung und Mittheilung zwischen dem Prediger und dem Beichtenden, dem eben berührten Bedürfnisse mehr entspreche; als die allgemeine Beichte, wo der, welcher dem natürlichen Bedürfnisse und der Sa:

che nach sprechen, also wörtlich beichten sollte, gar nicht spricht, sondern nur anhört. Denn man könnte einwenden, daß die freie gegenseitige Mittheilung hier ganz wegfalle, indem die Beichte gewöhnlich etwas Auswendiggelerntes und nichts anders als mechanisch und größtentheils gedankenlos hergesagte Worte sind, wo das Herz und das natürliche moralische Bedürfnis nicht laut werden. Ich könnte zwar hierauf erwiedern, daß diese Gewohnheit, eine auswendig und für immer gelernte Beichte herzusagen, der Zweckmäßigkeit der Sache nicht schade; weil der Mißbrauch den guten und nothwendigen Gebrauch einer Sache nicht aufheben kann. Ueberdies auch findet dieses mechanisch Gelernte der Beichte nur bei einem Theile des Volkes, bei dem unkultivirten Statt: daß noch ein großer Theil, nämlich die höheren Stände übrig bleiben, wo die Privatbeichte wörtliche freie Mit-

theilung des moralischen Bedürfnisses und freie Ergießung vom Herzen zum Herzen ist. Nicht zu gedenken, daß selbst bei jenem unkultivirten Volke die wörtliche Privatbeichte niemals so ganz mechanisch werden kann, weil Jeder gewöhnlich des Jahres nur viermal oder in unsern Zeiten zweimal zur Beichte gehet, wo also das immer von neuem Lernen der Beichte einigermaßen die Stelle der freien Mittheilung vertritt und dieser wenigstens nicht ganz unähnlich ist. Ich berufe mich nur, indem ich für die Privatbeichte spreche, auf das moralische Bedürfniß, daß durch die Religion der Verstand, das Gewissen oder der dem Menschen inwohnende moralische Sinn und das Herz gebildet, erleuchtet und belehrt, nicht aber daß die Einbildungskraft und die pathologischen Gefühle unterhalten werden. Die allgemeine Beichte, wo der Religionslehrer in einem ausgesuchtern,

angenehmen Vortrage eine Anrede an die Versammlung hält, wo eine volle Versammlung diesen feierlichen Aktus feiert, mehrere zugleich zugegen sind und sich mit einander verbunden haben, an dieser Vorbereitung des Abendmahls Theil zu nehmen, scheint mir mehr zur Phantasie zu sprechen, als die Privatbeichte, welche bei wenigerer Feierlichkeit und desto mehrerer Häuslichkeit, daß ich so sage, unmittelbarer zum Verstande und zum Herzen redet. Wenn die Bestimmung der christlichen Religion darinnen besteht, Gefühle und durch diese die Phantasie zu wecken, um durch die aufgeregte Einbildungskraft, mittelst der Solennitäten in das menschliche Herz Eingang zu finden: so bekenne ich, daß die allgemeine Beichte einen großen Vorzug vor der Privatbeichte hat. Wenigstens habe ich es, da ich Theilnehmer an jener und dieser gewesen bin, erfahren, daß bei der allgemeinen Beichte durch die Feierlich-

keiten, durch die volle brüderliche Versammlung mehr die Gefühle geweckt, die Phantasie in Schwung gesetzt wird, als bei der Privatbeichte, die still und häuslich den innern, verborgenen Sinn des Menschen oder das Gewissen rühret. Jene pathologischen Gefühle und die guten Vorsätze, die aus ihnen entspringen, sind aber nur von geringer Dauer, eben weil es bloß ein durch Feierlichkeiten entlocktes Fühlen und Empfinden ist. Die Vorsätze aber, welche durch die Privatbeichte geweckt werden, bestehen in einer ruhigen praktischen Ueberzeugung, die eben um deswillen desto dauernder und zuverlässiger sind. Ich glaube nun, daß es ein großes Bedürfnis der Menschheit ist, diese auf die letztere Art, durch wirkliche Ueberzeugung, zur Moralität hinzuführen, und sie um so zuverlässiger und dauernder zur Moralität und zum religiösen Sinn zu bilden, als durch Gefühle, welche die Einbil-

dungskraft in Thätigkeit setzen, und zu nichts weiter, als zu sanguinischen guten Entschlüssen und frommen Wünschen Veranlassung geben.

Streitet aber die Privatbeichte nicht mit dem freien und liberalen Geiste der christlichen Religion, und mit der Art und Weise, wie der Stifter dieselbe einführte? Wenn wir die ganze christliche Religionsgeschichte und die Art und Form wie der heilige Urheber die Religion bekannt machte, mit welchem Sinne und unter welcher Gestalt er sie vortrug, betrachten: so kann ich mich nicht anders überreden, als er habe nicht sowohl eine allgemeine und bloß im Allgemeinen bleibende Vernunftreligion, sondern eine wirklich individuelle, auf Vernunftreligion gegründete, häusliche Religion den Menschen mittheilen wollen. Die Vernunft- oder natürliche Religion bleibt nur bei dem Allgemeinen stehen, sie begei-

begeistert durch die allgemeinen Gegenstände, welche Gott, Unsterblichkeit, moralisches Handeln heißen. Sie findet sich in jedem Menschen in einzelnen Momenten des Lebens, und braucht daher nicht erst gelehrt zu werden. Aber die Anwendung dieser allgemeinen Religion auf die einzelnen Fälle des Lebens, auf die einzelnen, kleinsten individuellen Handlungen des Menschen, daß sie ihm immer zur Seite stehe und ihn begleite; dieß mußte gezeigt, gelehrt und der Mensch darinnen, wie er jede Handlung mit einem Hinblick auf Religion ausüben solle, unterrichtet werden. Und in diesem praktischen Unterrichte, in dieser Anwendung der allgemeinen Vernunftreligion auf das tägliche Leben bestehet eins von den Hauptverdienensten der christlichen Religion und des Stifters derselben. Es ist Hauptzweck seiner Lehrart gewesen, die allgemeine Religion für das gemeine Leben anpassend und sie für dasselbe

beständig gegenwärtig zu machen. Und mit diesem Geiste und Charakter, glaube ich, stimmt nun auch die Privatbeichte, je mehr sie privat ist, mehr überein, als die allgemeine Beichte. Diese scheint mehr mit der allgemeinen Vernunftreligion zu harmonieren. Dieser eigenthümliche Geist der christlichen Religion leuchtet aber hervor nicht allein aus ihren Lehren selbst, sondern auch aus der Art, wie Christus sie ausbreitete. Hielt er etwa nur allgemeine Reden an das Volk, wo er von diesem entfernt stand? Sonderte er sich von seinen Nebenmenschen ab? Nein, wir finden ihn in dem engen Cirkel auf der Hochzeit zu Canaan, wir sehen ihn Mann gegen Mann sprechen, und wir finden ihn ganz einzeln und abgesondert einzelne Menschen unterrichten. Der allgemeinen Religion Eingang in das gemeine alltägliche Leben zu eröffnen, so daß alles in Beziehung auf Gott gethan werde, und daß die

Religion nicht bloß in öffentlichen Bethäusern, sondern auch in eines jeden Privat-
 hause und in dem Herzen eines jeden Men-
 schen sey: das war die Absicht Jesu und
 seiner Lehrart. Daher die mögliche prak-
 tische Anwendbarkeit dieser Religion auf
 alle Fälle des menschlichen Lebens! Daher
 die beständige Rücksicht, welche Jesus nahm,
 eine menschliche, häusliche Religion zu
 lehren, d. h. eine solche, welche den Men-
 schen in allen Leiden, in Krankhei-
 ten, in Kummernissen und Sorgen auf-
 recht erhalten und unterstützen könne! Und
 diesen häuslichen, überall praktischen und
 anwendbaren Geist des Christenthums pre-
 diget schon das tägliche Gebet, das wir
 zu unserm Vater beten und das uns Chri-
 stus lehrte „Vater Unser.“ Mit diesem
 partikularen und partikularisirenden Cha-
 rakter kommt also die Privatbeichte mehr
 überein, als die allgemeine Beichte. Denn
 jene wirkt auf die innere praktische und

dauernde Ueberzeugung eines jeden Einzelnen. Diese weckt mehr die Gefühle einer vollen Versammlung. In jener kann der Prediger seinen moralischen Satz für den Beichtenden praktisch machen, d. h. ihn den Verhältnissen desselben anbequemen und so recht ans Herz seines Beichtkinds sprechen. In dieser hingegen kann er nicht anders, als bei dem Allgemeinen stehen bleiben, wo jedes einzelne Individuum der Versammlung sich seinen beschiedenen Theil selbst aus der Rede nehmen muß. Der große mächtige Luther, der große Reformator aller Jahrhunderte sagte daher von der Privatbeichte, (und wir können seinen Worten trauen, je mehr er wider den Mißbrauch der Stillmesse sprach):

„Denn ynn der beicht hastu auch dys vrteyl wie ym sacrament, das das wort alleyne auff dein person gestellet wird, Denn ynn der predig fleugt es ynn die ge-

meyne dahynn, vnnnd wiewoll es dich auch trifft, so bistu seyn doch nicht so gewiss, Aber hie kan es niemant treffen denn dich alleyn. Solltstu aber nicht hertzlich fro werden, weñ du eynen ort wustest, da Gott mit dir selb reden wolt? Na wenn wir eynen Engel möchten hören redē, so wurden wir woll bis an der welt ende lauffen. Sind wir aber nicht tolle elende vnd vndancckbare leutte, die nicht hören was man vns sagt? Da stehet die schrift vnnnd bezeuget, das Gott durch vns redet, vnd das es ya so viel giltt, als wenn ers mit seynem mund redet. Als da Christus spricht Matth. xvij. Wo zween oder drey versamlet synd ynn meynem namen, da bin ich mitten vnter yhn, Item Johan. xx. Wilchen yr die sunde erlasset, den synd sye erlassen, vnnnd wilchen yhr sye behaltet, den synd sye behalten, Da spricht Gott selbs die absolutio, wie er das kind selbs teuffet, vnd du wilt sagen, man durffe

des beichtens nicht? Denn ob du gleich dasselb ym Sacrament auch hörest, solltu es dennoch darumb nicht hynwegschlagen, sonderlich weyll es dich (wie gesagt ist) alleynn betrifft,

Daruber hastu noch eyn urteyl, das du ynn der beycht all deynen feyll sagen kanst vnd daruber radt holen. Vnd wenñ sonst feyn andere ursach were, vnnnd Gott gleich nicht selbs do redet, wolt ichs dennoch umb dyeses stuckes willen nicht gerne entperen, das ich hyerynne meinem bruder mein hertz eröffnen kan vnnnd klagen was mir anliegt. Denn es yst eyn elend ding, wenn das gewissen beschwert yst, vnnnd ynn eynere angst ligt, vnnnd feyn radt noch trost weyss. Darumb yst es auch eyn eddel trössllich werck, das do zween zu sammen komen, vnd eynere dem andern radt, hulff vnd trost gibt, vnd gehet feint bruderlich vnnnd lieblich zu, Eynere entdes

cket seyne Franckheyt, so heylet yhm der ander seyne wonden. Darumb wolt ich des nicht fur aller welt gut entperen, wie-
 woll es nicht gepotten soll werden, auff das man nicht eyn gewissen druber mache, als musse man zuuor beychten, ehe man zum Sacrament gebe, Doch soll mans yhe nicht verachten, du kanst Gottis wortt nicht so viel hören, noch so tieff yns hertz bilden es ist noch viel besser.“ (Eyn Sermon vonn der Beycht vnnnd dem Sacrament 16. Wittenb. 1525.)

Ferner: „Die heimliche Beycht acht ich wie die jungkfrawschafft vnnnd Keuschheit, ein seer köstlich heylsam ding. Es solt allen Christen gar leid seyn, dz die heimliche Beicht nit were, vnnnd Gott auß hertzen dancken, dz sie vns erlaubt vnnnd geben ist.“ (Von der Beycht.)

Drittens: Der Prediger soll Lehren dieser häuslichen göttlichen Christusreligion sein. Er soll also nicht von der Gemeine

de, der er vorstehet, entfernt stehen, sondern ihr in allem Rathgeber, Tröster und Vater sein. Er soll nicht blos allgemeine Sätze von dem Altar zu der versammelten Gemeinde herabsprechen, sondern jedem Einzelnen so nahe als möglich sein. Und daher ist es nöthig, daß eine Gelegenheit sei, wo dieser väterliche Lehrer des Volks seine Gemeinde kennen lerne, wo er zu jedem Einzelnen abgesondert sprechen, mit den Bedürfnissen eines jeden Einzelnen bekannt werden, und die Bürden und moralischen Bedürfnisse eines Jeden auf die bestimmteste und unfehlbarste Art erleichtern könne. Und wo hat er wohl so gute Gelegenheit dazu als in der Privatbeichte! Wie willkommen sollte es ihm nicht sein, daß diese öffentlich sanktionirt, und daß ihm so eine öffentliche Gelegenheit gegeben ist, wo er von Berufs und der Pflicht wegen als ein Vater zu seinen Kindern sprechen kann! Sieht man

den Prediger freilich für nichts weiter, als für einen Prediger an: so mag es allerdings besser sein, daß er sich so entfernt als möglich von der Gemeinde halte. Aber nein, er soll mehr sein, Lehrer, Vater des Volks, der die moralischen Bedürfnisse desselben erleichtert. Und wer sollte es wohl leugnen, daß in dieser Rücksicht die Privatbeichte größere Zweckmäßigkeit hat, als die allgemeine Beichte, da in jener der Prediger immer sich dem einzelnen Beichtenden anpassen, und ihm Worte des Trostes, der Lehre, der Mahnung, deren er vielleicht eben jetzt bedarf, zusprechen kann. Welche andere öffentliche sanktionierte Gelegenheit hat er wohl, seinem Amte als Vater der Gemeinde so volle Genüge zu leisten, als bei der Privatbeichte? Soll er in die Häuser der Gemeinde gehen, und hier trösten, vermahnen, unterrichten? Solche Privatbesuche leisten das nicht, was die Privatbeichte leistet. Denn

diese ist sanktionirt, ist durch den Ort, durch den ganzen Aktus geheiligt. Sobald die Catechumenen von dem Prediger geprüft werden und zum erstenmale zum Abendmahle gegangen sind: so treten auch diese aus aller nähern Gemeinschaft mit dem Prediger heraus. Und die Privatebeichte ist noch das einzige Mittel, wodurch diese nähere Gemeinschaft unterhalten wird. In der allgemeinen Beichte ist der Prediger nichts weiter, als ein Pabst, oder als ein kleiner Fürst, der in Entfernung von seinem Volke und seinen Unterthanen lebt und zu leben wünscht.

Haben dieses alles wohl diejenigen überdacht, die in größern und kleinern Städten so laut auf die allgemeine Beichte dringen, und sie, selbst oft wider den Willen der Beichtkinder, einzuführen bemühet sind? Gewöhnlich sind diese Reformatoren junge Prediger, die nicht längst

von der Universität gekommen, und nun auch hier in ihrer Gemeinde eine allgemeine Vernunftreligion einzuführen bemühet sind! - Es werden dadurch Aergernisse gegeben, die gar nicht zu vermeiden sind. Ich weiß Orte, wo diese Reformatoren nach öffentlichem Gottesdienste in der Kirche herumgingen, und, „wer, und ob man nicht zur allgemeinen Beichte gehen wolle?“ rekrutirten. Gewöhnlich sind diese jungen Weltverbesserer in Städten Diaconen, die vor ihren ältern Amtsbrüdern, welche meistens dem ältern Kirchensysteme anhängen, durch Neuigkeiten etwas voraus haben wollen.

„Aber, wird man mir einwenden, ist es nicht gut, wenn man alles Steife zu verbannen und selbst die Kirchengebräuche unsern liberalern Sitten angemessener zu machen sucht? Ist es nicht wenigstens Steifheit, die zu manchen Lächerlichkeiten

Anlaß geben kann, wenn der Prediger in dem engen Beichtstuhle eingeschlossen so Mann vor Mann absolvieren muß?“ Lächerliches ist in diesem Gebrauche für den Beichtenden und für den Beichtvater nichts, so wenig als wenn Einer oder Mehrere einzeln zu dem Pfarrer hingehen und sich bey ihm Raths erholen. Lächerlich kann freilich leicht dieser Gebrauch und unnütz die ganze Privatbeichte werden, wenn der Prediger selbst nichts weiter thut, als seine einmal gelernte Absolution Wort für Wort jedem Einzelnen hersagen, ohne daß sein Herz spricht, und das, was die Vernunft bei jedem Einzelnen zum Troste oder zur Mahnung oder auch überhaupt zur Belehrung zu sagen anrath.

Uebrigens habe ich diese steife Ceremonie von Beichte, wenn es Steifheit sein soll, lieber, als das liberale der allgemeinen Beichte. Schon daß ein Jeder eins

zeln vor dem Prediger kommen muß, daß die Privatbeichte mit mehreren individuellen Umständen verbunden ist, daß ein Jeder eine Beichte auswendig lernen, oder doch wenigstens überdenken muß, was er sagen will, — alle diese kleinen Umstände, die den Charakter der Steifheit an sich zu tragen scheinen, haben etwas ähnliches mit dem Ernste der Tugend, der man, wenn man sie abbilden wollte, kein leichtes flatterndes Gewand geben kann. Und je mehrere solche Umstände bei der Privatbeichte sind, die dem Beichtenden vielleicht sauer werden, weil sie nicht in dem täglichen Kreise seiner Geschäfte liegen, desto besser! Denn eben durch die Erfüllung, durch die Beobachtung dieser kleinen Umstände, wird der, der zur Beichte gehen will, aus seiner gewöhnlichen Lage herausgerissen, er muß einmal auf sich merken. Und wie gut, wenn mehrere solcher Gelegenheiten da wären, wo der

Mensch dadurch, daß ihm etwas sauer ankommt, erkennt, daß die Tugend überhaupt nicht durch Leichtigkeit, sondern durch viele Mühe und Anstrengung zu erringen ist. Selbst also in dieser Rücksicht, daß mit der Privatbeichte eine gewisse Steifheit, oder, wie ich es lieber ausdrücken möchte, ein gewisser Ernst verbunden ist, spreche ich, und bin ich, so lange die Menschheit noch in ihren jetzigen Verhältnissen bleibt, wo sie oft durch äußere mühevollere Umstände zur Tugend erweckt werden muß, für die Privatbeichte. Und diese Verhältnisse werden für die Menschheit wohl immer bleiben, so lange sie nicht dem beigefügten Körper und der Sinnlichkeit entfliehen kann.

Es ist Intoleranz und Unaufklärung, wenn man Gebräuche, die zu nichts helfen, nicht abkommen lassen will. Aber auch Intoleranz und Unaufklärung ist es,

oder wenigstens verräth es Schwäche des Geistes, wenn man mit dem größten Feuereifer Gewohnheiten abzubringen sucht, die doch zu etwas helfen, und von denen sich das Volk nicht entwöhnen kann. Diese letztern Worte, glaube ich, hat ein Mann gesagt, der in dieser Rücksicht eine entscheidende Stimme hat, Reinhard, „daß es Schwäche unsers Zeitalters verräthe, so allgemein auf die Abschaffung aller alten kirchlichen Gebräuche zu dringen, die dem Volke noch lieb sind.“

Ein Unterschied könnte vielleicht hier gemacht werden zwischen Dörfern und Städten, daß nämlich dort die Privatbeichte fernerhin noch bestehen möge; hier aber schon mehr entbehrlich sey. Ich zweifle aber, ob der Grund, welcher zu dieser Eintheilung und Nachsicht Veranlassung giebt, die Probe der Wahrheit aushält. Denn gewöhnlich sind die, (Städter), wel-

che äußerlich gebildet zu seyn scheinen, innerlich desto ungebildeter und desto weniger sittlich. Also möchte auch in dieser Rücksicht wieder die Privatbeichte für die Städte nicht weniger tauglich und zu wünschen seyn, als für das Dorf. Und übrigens bleibt denn auch in Städten und Dörfern der Mensch sich gleich. Er bedarf immer einer Zurechtweisung, einer Mahnung, oder auch eines Trostes, der privatim besser und herzlicher gegeben werden kann, als allgemein und öffentlich.

Die Einrichtung, welche in der Herrnhuthischen Gemeinde aufgenommen ist, wo sich diejenigen, welche das Abendmahl genießen wollen, allgemein und öffentlich zu diesem Genusse vorbereiten, auf die Art, wie bei uns in der allgemeinen Beichte, kann uns auch nicht zum Muster der Nachahmung dienen. Denn die Verhältnisse bei uns sind anders. Dort ist die ganze

Gez

Gemeine eine kleine Gemeinde. Ihr ganzer Cultus ist schon mehr privat und häuslich, die einzelnen Glieder stehen schon außerdem unter moralischer Aufsicht. Daher bedarf es hier des Mittels nicht, welches in unserer allgemeinen Staats- und Kirchenverfassung, wo nicht nöthig, doch sehr zweckmäßig ist. *) Denn durch dieses

*) „Es ist anstatt der gewöhnlichen Beichte ein so genanntes Sprechen in den Brüdergemeinen eingeführt. Dieses Sprechen geschieht acht Tage hindurch vor dem Abendmahlsgenusse. Die sämtlichen Glieder eines Chors erscheinen nach und nach bei ihrem Chorhelfer, dem sie sich unverstellt entdecken, mit ihm über ihren jetzigen Herzenszustand reden, und von dem sie brüderlich und in der Stille solche Erinnerungen und Ermahnungen erhalten, die ihrem bisherigen Gange und ihrer gegenwärtigen Herzensverfas-

Mittel findet noch die einzige moralische freie Aufsicht Statt, die sich der Staat über seine Bürger in Rücksicht der Religion und der Sitten nicht nehmen lassen kann und darf.

sung angemessen sind." S. Briefe üb. Herrnhut u. s. w. V. Frohberger. Also ist doch auch selbst dieses Sprechen mehr Privat- als allgemeine Beichte, wie diese letztere bei uns eingeführt wird.

Die Kantische Todesfeier.

„Der kleine Schatten von Ruhm, welcher
 „beim mittäglichen Stral der Sonne vom
 „Haupte des Wanderers dicht vor seinen
 „Füßen niederfällt, ist denn doch besser,
 „denken die Kantianer, als der große,
 „weithingestreckte Riese von Nachruhm,
 „der in unproportionirter Gestalt den Men-
 „schen beim Untergange der Sonne oder
 „nach seinem Tode zu folgen pflegt. Bess-
 „ser, Etwas und ein Weniges genossen
 „beim Leben, als vieles besitzen und nichts
 „genießen, wenn nämlich gar kein Genuß
 „mehr möglich und das Auge und das Herz
 „für die Melodieen der Töne und der Far-
 „ben erstorben ist. Besser also, ein We-
 „niges von Ruhm im Leben genossen, als

„nach dem Tode in kalten Monumenten
 „und Cenotaphien von Schlichtegroll:
 „schen Nekrologen sich gepriesen zu sehen.“
 Auf diese in der That menschliche Empfin-
 dung oder vielmehr auf diesen intellektuel-
 len Grundsatz gestützt (da bei den Kanti-
 schen Philosophen nichts Sensuelles ist),
 unternahmen also die Kantianer, zu Ehren
 Kants und ihrer selbst, eine Todesfeier zu
 veranstalten. Den Nachruhm, der ihnen
 unmittelbar auf dem Fuße, wenn sie die-
 sen von dem Erdenrunde weggesetzt, und
 unmittelbar Kanten in Riesengestalt, so
 bald er nur sein Auge geschlossen hat, nach-
 folgen muß, noch im Leben zu genießen
 und ihn zu apriorisiren, das war ihre sehr
 vernünftige Absicht. Der Kalendermacher
 des diesjährigen ökonomischen Kantischen
 Kalenders hält es für Pflicht, eine genaue
 und treue Beschreibung von diesem außer-
 ordentlichen Todesfeste zu liefern. Diese
 Beschreibung wird auch gewiß nach dem

Geschmacke des ihigen Publikums sein, da es so gern Beschreibungen von Gärten, Städten, Häusern, landschaftlichen Parthieen und Landschaften lieset. Denn ruhige prosaische Uebersetzungen (und dieses sind Beschreibungen), lassen sich unstreitig in Muße leichter und bequemer lesen, als Kunstwerke und Dichter. Diese Kantische Todesfeier wird unmittelbar nach dem Ende der Leipziger Ostermesse 1800 begangen werden. Von Königsberg gehet der traurige und lamentable Zug aus. Ein ausführliches kolorirtes Kupfer von diesem Leichenbegängnisse des Ruhms wird aber in einem der nächsten Hefte des Weimarschen merkantilischen London und Paris erscheinen.

Zu Königsberg werden sich alle Kantianer, weß Standes, Würdens und Namens sie auch sein mögen, versammeln. Trompeter, Pauker, Trommelschläger, Pfeifer eröffnen den Leichenzug. Und zwar wird Königsberg,

als Residenzstadt der Philosophie, zwei Pauker, einen Trompeter, zwei Trommelschläger und einen Pfeifer stellen. Zu Berlin wird dieses musicirende Chor durch acht Trommelschläger vermehrt. Wittenberg stelle sein Contingent von einem Pfeifer und einem Pauker. Leipzig bezahlt dasselbe im Gelde, weil hier gerade diese Musici bey der nächsten Magisterpromotion nicht gut zu entrathen sind. Jena und Halle aber stellen ein Quintuplum von Trompetern. Und Jena besonders, falls hier ein Mangel an solchen Musikverständigen seyn sollte, wird statt des Quintuplums von Trompetern drei Philosophen stellen. So vermehrt sich denn nach und nach dieses Chor der Tonkünstler, je nachdem der Zug durch die einzelnen Städte und Universitätsörter kommt. Schade ist es, daß der Kalendermacher, so gern er es auch wollte, seinen geliebten Lesern keine deutliche Idee von der Musik die:

ser Sphären machen kann. Denn es ist so schwer, Töne und Farben mit Worten zu malen. Er siehet sich also genöthigt, kurz und gut das Publikum auf die solennen öffentlichen Magisterpromotionen zu verweisen. So lieblich und harmonisch hier die Musik von einem Pfeifer, einem Flötisten und zween Geigern erschallt: so lieblich und harmonisch wird es auch bei diesem Leichenzuge anzuhören seyn.

Hinter diesem Chorus erscheinen vier Berittene oder Reuter. Da die Schönheit nothwendig bei allen historischen Gemälden der Wahrheit nachstehen muß: so werden diese Postillione nicht etwa in einem schmucken glänzenden Anzuge zu Pferde sitzen. Nein, sondern man siehet es ihnen an, daß sie im Dienste der Kantianer bald verhungert sind, und daß ihr bischen Kleidung, die sie sich auf eigenen Leib geschafft, schier durchlöchert und zerrissen ist. Dies

se Veritonen repräsentiren allegorisch einige der ältern Philosophen, denen von der neuen Philosophie Federn und Flügel ausgerupft worden sind, daß diese ältern Systeme nun eben so zerflodert erscheinen, wie der Habit jener allegorischen Vorreuter. Einer derselben repräsentirt Leibnitzen, der zweite Lumen, der dritte Cartesium und der vierte Berkeleyyn.

Wie sich der erste Wagen in Bewegung setzt, so gehet der ganze Aufzug vor sich. Dieser Wagen ist mit vier hollsteinischen Pferden oder Rossen bespannt. Sie haben tüchtiges, festes Lederzeug aufstiegen. Der Wagen selbst ist ein altgothisches oder fränkisches Gebäude mit kleinen, niet- und nagelfesten Rädern. Der Kasten hängt tief zur Erde, und an den Seiten ist er als Einfassung und Stuckaturarbeit mit gelben kleinen Nägeln beschlagen. Der Vock ist auch sehr niedrig angebracht. Und hinten auf der Kutsche stehen ein Koch und eine

alte im Dienste grau gewordene, aber erfahrene Köchin, vermuthlich weil der Herr im Wagen diese redlichen Officianten besonders auf Reisen, wo man stark isset, nicht gut entbehren kann. In diesem Wagen, sagen die Leute, werde Kant fahren. Man werde ihn aber während des ganzen Leichenzugs äußerst wenig zu sehen bekommen, weil die Seitenfenster der Kutsche mit grünem Masch behangen sind. Nur bisweilen werde man einen Theil seines Gesichts erblicken, wenn er durch das kleine runde Fenster hinten am Rücksitze nach dem Reisekoffer, d. i. seiner Köchin und seinem Koche sehe, ob diese nicht vielleicht von ihm abgeschnitten sind. Uebrigens werde noch etwas Sonderbares an den großen Quadratscheiben des vordern Kutschenfensters zu bemerken seyn, daß nämlich hier ein Quadrat kein Glas hat. Der redliche Kantische Kutscher hat einmal diesen Fehler wollen repariren lassen. Allein

die Glascheibe hat auf Kants Befehl wieder herausgenommen werden müssen, weil er sich einmal an diesen Naturfehler seiner Kutsche gewöhnt, und dies neue Fenster ihn völlig aus seinem Nachdenken gebracht habe. *)

*) Auch hier hat der Kalendermacher wieder gelogen! In den Jahrbüchern der Preuss. Monarchie heißt es, daß ein Student, an dessen Rocke vorne ein Knopf gefehlt, oft die Vorlesungen Kants besucht habe. Kant habe gewöhnlich während der Vorlesung sein Auge auf diesen Studenten und zwar auf den Ort des Kleides, wo der Knopf fehlte, gerichtet gehabt, daß er endlich den Studenten, welcher sich einen neuen Knopf annähen lassen, habe bitten müssen, denselben abzuschneiden, weil er einmal sein Auge an diesen leeren Raum gewöhnt und er außerdem aus seinem völligen Nachdenken und aus der Vorlesung komme.

Hinter diesem Kantischen Wagen folgen der Herr Hofprediger Schulz und der Naturrechtslehrer Schmalz. Wenn auf dem Wege vielleicht Gränzstreitigkeiten sollten zu schlichten seyn oder dem Zuge Schwierigkeiten in Absicht des Geleites, des Zolles oder des Pfastergeldes sollten gemacht werden: so wird dieser Naturrechtslehrer sogleich diese Uebel nach seinem reinen Naturrechte zu heben wissen. Da der Kantische Wagen überhaupt mit mehrerm Mundvorrathe versehen ist: so ist es um desto nöthiger, daß ein erfahrener Rechtsconsulent stracks hinter dem Kantischen Wagen folge, falls ein unhöflicher Recensent wider alle Principien des Rechts sich an die Königsberger Schinken und Servilatwürste mit seinen Händen und in der Folge auch mit seinem Wagen wagen sollte.

Hierauf kommen dann mehrere Kutzen, Carossen, Chaisen, Cabriolets,

offene Leiterwagen. In diesen sitzen: Beck (einzig möglicher Standpunkt), Buhle, Bouterweck, Krug, Metz, Mellin, Stöger, Abicht, Neeb, Schau mann, Schelling, Göß, Snell, Michaelis, Bardili, Fülleborn, Morgen stern, Tiedemann, Ammon, Forberg, Fürstenau, Schmid, Schmidt, Sintenis, von Berg, Schmerler, Heydenreich, Ehrhard, Hoffbauer, Hufeland, Pörschke, Wedekind, Bauer, Eck (über die Wundergeschichten des N. T.), Gräffe, Henke, Kindervater, Tieftrunk, Callisen, Greiling, Rechlin, Schuderoff, Weishaupt, Tennemann, Vater, Schönberger, Schmidt Phiseldack, Venturini, Heusinger, Ram bach, Parow, Maass, Säbse, Wagner, Schwab, Feuerbach, Dellbrück, Reinhold, Schollmeyer, und andere mehrere, die nicht sogleich beim ersten Anblicke zu erkennen sind.

In Berlin sehen sich in flüchtigen Staatskarossen die Gebrüder Schlegel, Bendavid, Hülsen, Maimon, Jenisch auf. Die Schlegels fahren stehend auf einem Wagen, der nach Art der Römischen oder Griechischen Triumphwagen mit zwei Rädern geformt ist. Jenisch wird aber einige Augenblicke den Zug auf sich warten lassen, weil er noch in sieben Augenblicken sieben unbekante Sprachen zu lernen, mit einander zu vergleichen und die reiflich angestellte Vergleichung nebst einer Geschichte der Kultur der Menschheit als Preisbeantwortung der berühmten Akademie der Wissenschaften zu überreichen hat. Er wird als Diogenes mit der Laterne den Herren Schlegels nachfahren und Menschen suchen. Auch werden ihm unterwegs manche Ideen zu neuen schriftstellerischen Arbeiten einfallen. Maimon fährt in einem einfachen Reisewagen. Er unterläßt nicht, kritische Bemerkungen über

die angestellte Kantische Todesfeier zu machen; und die Recensenten, welche diese Bemerkungen überblättern (recensiren) werden, sollen Mühe haben, bei dieser Recension ihr Tagebrod zu verdienen. Kiese: wetter, Hülsen und Bendavid fahren zusammen in einem Wagen.

Bis * * * geht der Zug wegen des vielen Sandes sehr langsam vor sich. Vor dieser Stadt erscheint eine Gesandtschaft, die den Zug einholet. Es sind Kantische Professoren zu Fuße, und Kantische Studenten zu Pferde. Sie zeigt dem einwandernden Leichenzuge die Thore und den Weg durch die Thore. Dieser Zug steigt in dem Gasthose zum Bacchus ab, wo ein frugales ökonomisches Mittagmahl eingenommen wird. Denn es ist ein Gesetz bei diesen Kantianern, aller drei Stunden inne zu halten, und durch einen redlichen Inbiss von den Mühseligkeiten der

Reise sich zu erholen. Vor diesem Bacchus wird den versammelten und speisenden Kantianern ein lebhaftes Vivat von den muntern Söhnen des Orts gebracht werden. Und alle Kantianer werden wieder aus den Fenstern schreien: „Vivat die einzige Philosophie!“ Auch wird ein neugieriges Publikum sich auf dem Markte hindrängen; mancher Gelehrte und manche Gelehrtin en passant dieses spectaculum beschauen, und mancher Philosoph, der von Kant noch nie etwas gehört hat, um das silentium einmal zu brechen, Kanten in eigener Person begrüßen. „Was das für ein Spektakel ist, — zu meinen Zeiten war es nicht so!“ so wird man hier und da unter diesem Häufchen des philosophischen Volkes philosophieren hören. Wenn doch ein alter Niederländischer Maler gleich da wäre, um diese Scene zu kopieren! er würde manche Figur und manche Gruppe zu seinen Schildereien einer ** Taberne brauchen können.

Von diesem Orte aus fahren denn auch einige Kantianer mit, aber nur in zwei Kutschen: weil nicht mehr als zwei Kindtauf, Begräbniß, Hochzeitkutschen zu haben sind. Unterdessen müssen also die Hochzeiten und Kindtaufen hier zum großen Leidwesen eingestellet werden. Einige ominöse Zeichen begegnen aber diesem Zuge gleich vor dem Thore des Bacchus. Die Kutschen müssen halten; denn es ziehet ein Trupp Gäste vorbei, die in den Harmonieenklang der Trompeten, Pfeifen und Pauken einstimmen. Und in dem großen Walde bricht auch, wie die Kutsche Anselms in Nikolai's Geschichte des dicken Mannes, eine Hochzeitkutsche, welcher Schaden nicht zu reparieren ist.

Endlich langt denn der lamentable Leichenzug und der große fränkische Wagen mit den Hollsteinischen Pferden und die übrigen Karossen, Chaisen, Leiterwagen, Cabrios

Cabriolets in * * * an. Das Publikum staunt hier, und die Kantianer in den Wagen staunen. Moritz in seiner Beschreibung von England sagt, daß London etwas ähnliches wegen seiner hohen Häuser mit dieser Stadt habe. Ein großes Unglück liegt in dieser Aehnlichkeit; denn nun kann natürlich, wie die neue deutsche Philosophie in England nicht gedeihet, die Kantische Philosophie, wie die Erfahrung zeigt, auch an diesem Orte keine Wurzel fassen. Neben diesem langsam sich hinziehenden Zuge von Wagen und Kantianern nimmt sich das leichte Völkchen dieser Stadt gar niedlich aus. Es ist, als wenn ein leichtfertiger Maler auf seinem Blatte so recht um des Kontrastes willen ein leichtes hüpfendes Aufwärtermädchen neben dem großen Pallaste von Kantischen mit gelben Nägeln verzierten Wagen, der langsam dahin fährt, gemalt hätte!

Platner entbietet aber sogleich der angekommenen Versammlung seinen herzlichsten Gruß, und ladet sie auf eine indirekte Art ein, des morgenden Tages in seine philosophische Vorlesung und in sein philosophisches Auditorium zu kommen. Die Metakritik, meine Herren — fängt er an. Aber wir müssen bis zu Ende dieser Todesfeier warten, wo diese metakritische Vorlesung nachgeholt und allen Kantianern ins Gewissen geschoben werden soll. Des andern Tages Nachmittags zwei Uhr bricht die Versammlung wieder auf, und wendet sich, nachdem sie durch Zwanziger, Born und Andere ist vermehret worden, nach * * *. Platner bleibt als Metakritiker zu Hause: „fährt aber, wie „in Swifts Märchen Bruder Peter, un- „gebehrdig fort, dem Andern seine Spra- „che aufzuzwingen, und sie für die allein „wahre, einzig: philosophische Sprache der „Welt zu erklären, sogar daß er seinen

„Idealismus in den ausschließend gröb-
 „sten Egoismus verwandelt: „„ich schaffe
 „„die Welt; denn ich habe den menschl:
 „„chen Verstand, mit ihm die ganze Sinn:
 „„lichkeit geschaffen; da siehe die Formen.
 „„Ohne mich wäre keine Natur: denn ich
 „„gebe der Natur Gesetz und Ordnung!““
 „so gehe man diesen Gott-Vätern still
 „aus dem Wege.“ Und Platner läßt
 die Gott-Väter fahren!

In * * * setzt sich Prof. Jakob auf,
 um den Zug weiter nach * * * zu beglei:
 ten. Tieftrunk sitzt zu Pferde auf. Uebri:
 gens schließen sich in dieser Stadt wieder
 einige Trompeter und Pauker an, daß,
 wie sich die Zahl der fahrenden Kantianer
 vermehrt, auch der Harmonieenklang der
 musikalischen Instrumente vollstimmiger und
 kräftiger wird. Der Zug gehet nun nach
 dem berühmten * * * zu.

Der Kalendermacher des diesjährigen Ökonomischen Kantischen Kalenders würde, hätte er eine Stimme bei der Veranstaltung und Einrichtung dieses philosophischen Leichenzugs gehabt, den Kantianern insgesammt und sonders wohlmeinend den Rath gegeben haben, in Montgolfierschen Luftmaschinen, wie Falk sie steigen läßt, diesen Todeszug zu feiern. Denn leider wird sich in den Naumburger Felsen und Klippen manche unüberwindliche Schwierigkeit für den altfränkischen Wagen, in welchem Kant fährt, ergeben. Das tief und niedrig hangende Gebäude bleibt an manchen im Wege liegenden Felsen und Steinklumpen hängen. Und welcher Aufenthalt, ihn jedesmal mit Kantensammt dem Koche und der Köchin, nebst dem reichlichen Mundvorrathe, mittelst einer Winde über den Block zu heben! In Montgolfierschen Maschinen fährt es sich luftiger und leichter, welches den Kantianern gar kein Geheimniß sein kann.

Hinter Weiszenfels muß der Zug vor dem Dorfe Krähendorf vorbei. Und was für ein Wunder! Da warten schon vor dem Dorfe an einen Zaun gelehnt der Pastor Kanzelmann und sein Schulmeister Wachtel. Dieser ist des Abends vorher mit dem Grauschimmelchen von Jena gekommen, wo er den Runkelrübenzucker abgesetzt und die Literaturzeitung dafür eingehandelt hat. In Jena hat er von dem prächtigen Aufzuge gehört, der vor Krähendorf vorbei muß. Und so haben also Pastor Kanzelmann und Schulmeister Wachtel einmüthiglich beschlossen, auf ihren zwei Grauschimmeln dieses Leichenbegängniß zu begleiten.

Kanzelmann wird hier oftmals die Bemerkung machen, daß der Kantische Wagen höher in Riemen hängen müsse, wenn man die Jenaer Gebirge bereisen wolle. Etwas boshaft wird vielleicht auch

sein Schulmeister Wachtel hinzusetzen, daß eben darum, wie die Kutschen in den Jenaischen Gegenden höher in Riemen hängen müssen, die Kantische Philosophie in Jena höher hänge. Uebrigens werden Herr Kanzelmann und der Schulmeister nicht ein bestimmtes Glied in dem Leichenzuge einnehmen, sondern sie werden mit den Grauschimmelchen, die jetzt noch heftigere Sprünge machen, als wenn sie die Literaturzeitung tragen, den Zug auf; und abwärts galoppiren.

In Jena setzt sich Herr Prof. Fichte auf, der eben zu der Zeit sich da aufhalten wird; und er wird nun dem Kantischen Wagen vorsehren, um Kant den Weg zu weisen.

Hinter Jena vermißt man aber die lustigen, spashaften Gesellen, Kanzelmänner und Wachtel. Man meint, sie seien dem Zuge nach Weimar zuvorgeeilt, um da

in der Geschwindigkeit ein Paar Prologe fürs Theater zu machen. Aber eben fahren die Kantianer bei einem Gottesacker vorbei. Und hier haben denn jene beiden Gefährten ihre theatralische Bühne aufgeschlagen. Die beiden Grauschimmelchen stehen neben einander, ein Bret ist über sie weggelegt, und auf diesem steht Kanzelman erhaben, mit aufgehobenen Händen, und der Schulmeister Wachtel neben den Bestien, um ihnen mit dem Zaume Gehorsam zu lehren. Der Zug nähert sich. „Halt! bis hieher und nicht weiter!“ so ruft Kanzelman dem kommenden Zuge entgegen. „Möchte man bedenken, daß Alles in der Welt eitel ist!“ (Hier zeigt er mit dem Finger auf den Gottesacker und auf das *Memento mori* über dem Gottesackerthore). „Möchten doch die Kantianer bedenken, daß ihre Philosophie sterblich ist! Wie ich in meinen Comödien, Trauer- und Schauspielen oft zum Er-

staunen der Leser und der Zuschauer gezeigt habe, wie groß der Wechsel der Dinge ist, wie bald diejenigen, welche heirathen wollen, sterben, und diejenigen, welche ich, um des schönen Effekts willen, sterben ließ, wieder aufleben: so zeigt Euch hier der größere Schauspieldichter an diesem wahren und natürlichen Gottesacker, daß auch Eure Philosophie sterblich und verweslich ist.“ Die kleinen Grauschimmelchen wollten nicht mehr stehen, und Kanzelmann wäre bald von der Bühne abgetreten. Es erhebt sich aber ein kleiner Frühlingswind, der die Sträucher und die Halme und das Gras auf den Gräbern bewegt, und Kanzelmann, nachdem er sich endlich in seiner Stellung erhalten, fährt also fort: „Der Mensch und das Menschliche verwehet nie, aber das, was den Philosophen eigen ist, das Transcendente und Transcendentale verwehet, und es ist bald nicht mehr eine Spur auf den

Gräbern, wo die Kantianer ruhen und schlafen werden, zu entdecken, was sie als Philosophen waren und was ihre Philosophie war. Sein oder Nichtsein!“ —

Fichte fieng bei diesen letzten Worten an, aufmerksam anzuhören. Aber die Rede war aus; die untergebenen Thiere wollten mit aller Gewalt nicht mehr Stand halten. Kant, sagt man, hätte etwas beifsend bemerkt, daß es eine sehr halbsprechende Kogebuesche Rede sei, und die Kantianer hätten sogleich die Stelle citirt: „wenn der Wiß und die Originalität der „Laune nicht eben so selten wären, als „häufig das Talent ist, kopfbrechend, wie „mystische Grübler, halbsprechend, wie Ges „nies, oder herzbrechend, wie empfindsa „me Romanschreiber (auch wohl dergleichen „Moralisten) zu dichten.“ (Kritik der ästhet. Urtheilskraft, S. 229). Auch hätten sie die Stelle auswendig gewußt:

„In unsern Zeiten, wo man mit schmelzenden weichherzigen Gefühlen über das Gemüth mehr auszurichten hofft, als durch die dem Fortschritte im Guten angemessnere trockne und ernsthafte Verstellung der Pflicht.“ (S. Kritik der prakt. Vernunft, S. 280).

Das Wort „halsbrechend“ wird dem einen Herrn Schlegel, der stehend im Wagen die Zügel seiner Pegasusse hält, und die Kanzelmannsche Rede mit gespannten Ohren anhört, Veranlassung geben, über die halsbrechende Rede sowohl, als auch über den halsbrechenden Stand Kogebues auf den ungeflügelten Grauschimmeln zu parodiren.

Doch, heißt es, werde von nun an der lamentable Leichenzug sehr traurig weiter ziehen. Das Memento mori über der Gottesackerthüre werde die Kantianer so erschrecken und sie über ihre Philosophie

so in Nachdenken setzen, daß eine Windstille erfolgen werde, wie zu der Zeit geherrscht hat, da das Memento mori über die Fichtesche Professur und das philosophische Journal erschollen ist.

Wie der Zug von Weimar weiter gehet: davon hat der ökonomische Kalendermacher noch keine Nachricht. Schlegels werden vermuthlich Esthen ihre Aufwartung machen, und ihm anrathen, Meisters Lehrjahre noch in sieben Bänden fortzusetzen, damit doch auch ein Roman da sei, welcher der allgemeinen Baumgartenschen Weltgeschichte das Gleichgewicht halte. Wis überhaupt aus dieser Weltgeschichte klar und deutlich sei, daß der Zufall mit dem Menschen spiele: so sei ja ebenfalls jener Roman eine Mixtur von solchen Launen des Zufalls. Und ein solcher Roman müsse also immer fortgesetzt werden können, weil Launen niemals ein Ende haben.

Ich oder der Kalendermacher werden also in dem überjährigen satyrischen theologischen Kalender für das Jahr 1801 die Fortsetzung der Beschreibung dieser kantischen Todesfeier liefern. Es wird die Schuld an dem Publikum selbst liegen, wenn dieser überjährige Kalender und diese aktenmäßige Fortsetzung nicht folgen sollte; falls es den diesjährigen Kalender nicht kauft und für die mühevollte Spekulation des Verfassers undankbar ist.

Auszug der Platnerischen Rede vor der hochwerthen Versammlung der Kantischen Todesfeier.

(Sie wird zu Leipzig gehalten werden, unmittelbar wie der Kantische Leichenzug nach der Ostermesse 1800 ankommt).

„Die Metakritik, meine Herren, ist, wie Sie schon selbst wissen, das merkwürdigste Produkt, das je zu einer Zeit erschienen ist. Ich rufe Sie hier auf, ob Sie so etwas hätten schreiben wollen und können: denn was die Locke, Hume u. s. w. anbetrifft, so ist es wohl keine Frage, daß Sie so etwas vielleicht würden geschrieben haben. Sie erlauben mir, daß ich mich hier in meiner Vorlesung, die Sie mit Ihrer Gegenwart beehren, auf eine Er-

örterung der Widersprüche einlasse, die in diesem meta-kritischen Systeme herrschen.“

Erstlich der Herr Verfasser dieses sonderbaren Buchs will: „daß der Mensch nicht über sich hinaus philosophiere. Welche kühne Anmaßung! Der Mensch, das zweibeinige Thier, das mit Vernunft und Geiste begabt ist, sollte gestifftlich den Bestien der Luft den Vorrang lassen? Sie werden es auf Ihrer Reise mehr als einmal erfahren haben, wenn Erfahrung hier etwas gilt, daß die Vögel des Waldes sich in die Lüfte und zum Himmel erheben. Und der Mensch sollte zu Hause bleiben und verdammt sein, auf der Erde zu kriechen? Der Aar bis zum kleinen Zaunkönig — alles steigt zum Himmel hinauf. Und der Mensch, das vielversprechende Geschöpf, sollte allein seine Stittige der Einbildungskraft beschneiden und blos in den niedrigen Regionen der Erde bleiben!“

Zweitens behauptet der Verfasser:
 „Kant und alle Kantianer sprächen cant.
 Welche unbillige Behauptung, die sich so-
 gleich der ersten Ansicht nach widerlegt!
 Was kann deutlicher sein, als die Spra-
 che des großen Philosophen, den ich jetzt
 das Glück habe, in meinem Hörsaale zu
 sehen! Was bestimmter, als die Sprache
 in den Schriften der Kantianer, was popu-
 lärer, als wie sie sich über die leichtesten
 und schwersten Dinge zu expliciren wissen!
 Ich rufe hier die Schriften eines Beck,
 eines Maimon, eines Schaumann auf, an-
 dere mehrere zu verschweigen! Und der
 unpartheyische Richter entscheide.“

Auch ist das drittens eine nicht wohl-
 gemeinte Erinnerung von dem Verfasser,
 „daß die Kantianer und alle neuere Philo-
 sophen in Mißverständnissen und Wider-
 sprüchen unter einander lebten. Nein,
 welche Eintracht kann harmonischer sein,

als die edle hohe Freundschaft derselben. Darf ich auch hier mich auf das Zeugniß aller Kantianischen Schriften berufen, wie sie alle eins und dasselbe, wie sie so harmonisch beschaffen sind, daß man glauben sollte, eine wäre von der andern abgeschrieben.“

Endlich heißt es, „man solle den Kantianern als Gottvätern stille aus dem Wege gehen. O! welche Blasphemie, uns Kantianer mit Gottvätern zu vergleichen! Haben wir nicht oft genug gesagt, daß Gott etwas anderes ist, als die Idee von moralischer Weltordnung, nach welcher wir die Welt regieren. Wie oft, frage ich Sie, sollen wir dieses wiederholen! Und ist wohl ein Geschöpf so bescheiden, als das, welches Kantianer heißt. Sagen wir nicht immer „ich?“ Bitten wir nicht immer den Andern, „sich selbst verstehen zu lernen!“ Nun welche Humanität und welche Bescheidenheit kann größer sein!“

Berz

Verdient, ja man muß es offenherzig bekennen, verdient hat es also der Metakritiker, daß er so in allen Zeitungen des heiligen deutschen Reichs für diese kühnen Anmaßungen, für seine unbilligen Behauptungen von den kraftvollsten und müthigsten Recensenten ist bestraft worden. Verdient hat er es, daß ihn Herr Kiesewetter das A, B, C lernen will; verdient, daß der Erlanger Recensent so eine harte und lange historische Recension gegen ihn hat ergehen lassen. Er mag diese Recensionen alle beherzigen und — nicht lesen!

Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück auf dem Todeszuge und bei Ihrer Kantischen Todesfeier. Was ist besser auf Erden, als himmlische Weisheit! Genießen Sie also alles, was nur auf Erden von irdischer Weisheit zu genießen ist.

(Auch von dieser Rede folgt die Fortsetzung in dem satyr. theol. Kalender auf das Jahr 1801).

.....

Aesthetische und philosophische Literatur.

.....

Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik d. r. Vernunft. Von J. G. Herder. Erst. Theil. Vernunft und Sprache. L. Metakritik z. Krit. d. r. Vernunft u. s. w. Zweiter Theil. Leipzig 1799. bei Joh. Friedr. Hartknoch.

Einmal im Ernst gesprochen. Welches Buch, das seit vielen Jahren auf unsern Ostermessen erschienen ist, ist für die philosophische Literatur so klassisch, als dieses? Und doch! — doch ist es fast in allen Zeitungen, deren jede sich als den Königsstuhl der Philosophie ankündigt, so nichts werth behandelt worden. Das ist wahrlich auch ein klassisches Zeichen unserer Zeit! Gewiß ist es, daß Herder durch

seine Metakritik Kanten nicht verwundet. Aber es fragt sich, kann Kant durch seine ganze Kritik Herdern auch nur einen einzigen Streich beibringen? Beide Gegner stehen zu weit aus einander. Wenn nun aber Einer das Gemälde des menschlichen Lebens aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, als ein Dritter — dux gregis; so fragt es sich, soll man deswegen jenes Gemälde und jene vortrefflich entworfene Schilderung dieses Gemäldes so nichtsachtend bei Seite werfen und der Metakritik auch keinen einzigen guten Flecken lassen? Wenn man als spekulirender oder spekulativer Philosoph die Kritik der reinen Vernunft annimmt: soll und kann man deswegen als Mensch nicht die Metakritik annehmen? Als Kritiker weis ich, daß der Regenbogen, die bunten Farben desselben nichts an sich, sondern Schein sind, der durch das Verhältniß dieses Gegenstandes zu den Nerven meines Auges und durch

das Medium der Luft hervorgebracht wird. Aber soll ich nicht als Metakritiker diesen Boten des Friedens gerne sehen und gern seine Ankündigung anhören? Locke und Hume gesellen sich gewiß gern zu dieser Metakritik, an deren Seite unsere heutigen Recensenten, wenn sie nur Könnten! nicht stehen wollen.

Prüfung der Herderschen Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Von J. G. C. Kiesewetter, D. u. Prof. der Philosophie. Erster Theil, Berlin, bei L. Quien, 1799.

Soll Herder das A B C lernen! Und kann man durch Vorbuchstabieren den Werth oder Unwerth einer Philosophie zeigen? Und doch ist dieses buchstabierende Buch willkommen in allen Zeitungen aufgenommen worden.

Geschichte eines dicken Mannes, worinn
drey Heyrathen und drey Körbe nebst
viel Liebe. Erster — zweyter Band.
Berlin u. Stettin, bey Friedr. Nicolai,
1794.

Es giebt drei Sorten von Romanen,
wie drei Sorten von Äpfeln. Harte, reife
und faule Äpfel. Ich fürchte sehr, daß
dieser Roman unter die harten und faulen
Äpfel zugleich gehöre. An einigen Stel-
len ist er so hart, daß die Sonne (die
Kunst) gewiß nicht diese Frucht erwärmt
haben kann. An andern Orten ist er so
weichlich und weich, daß ihn unfehlbar der
Regen sehr oft getroffen haben muß.
Anselm reitet, fährt, jagt, zerbricht Räu-
der an seinem Kutschwagen, und die Stei-
ne müssen dazu recht im Wege liegen, weil
der Dichter! sie braucht. Dieß ist die
Einkleidung und die Schlegelsche Förm-
lichkeit in diesem Romane. Barbara

Enarrt, die Katzen heulen. Dieß das Kolorit dieses Romans. Und wenn der Verfasser Etwas delikate und künstlerisch beschreiben will, so sagt er: „Barbara war etwas dick, sie sah etwas hochroth aus, sie hatte etwas große Zähne.“ So ist die Geschichte dieses Romans. Der Verfasser hätte keinen treffendern Titel wählen können, als Geschichte des dicken Mannes. Die Moral, welche dieser Roman lehren soll, hat der Künstler seinem Buche wie einen Haarbeutel angehängt. Aber der Haarbeutel scheint schwerer zu seyn, als daß ihn die wenigen Haare, an denen er hängt, tragen könnten.

Athenäum. Eine Zeitschrift, von Aug. Wilh. Schlegel und Friedrich Schlegel. Berlin 1799. bei Geint. Fröhlich.

Hat es in Athen so ausgesehen, wie in dieser Zeitschrift: so wird keinem einzi-

gen Menschen die Sehnsucht nach Athen ankommen.

Aesthetische Beurtheilung des Klopstockischen Messias. Von Joh. Christ. Aug. Grohmann. Leipzig 1793. bei Höfer. Eine Preisschrift!

Der Verfasser hat unstreitig den Klopstockischen Messias zum erstenmale gelesen, wie er den Amsterdamer unpoetischen Gedanken von dieser Preisaufgabe las. Er hat geurtheilt und beurtheilt, die Beurtheilung eingeschickt und den Preis gewonnen. Venit, vidit, vicit! In dem Beurtheilen, als Ausdrucke des Negativen, liegt die beste Recension dieses Buches.

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Von Göthe. Berlin 1795. bei Unger.

Vielleicht oder gewiß der einzige Roman, den wir Deutsche aufzuweisen haben!

Es ist der Frühling, der mit seinen tausend Launen mannichfaltig und schöpferisch spielt. Ueber diese Frühlingsgegend her tönt das Geläute eines entfernten Kirchturms. Ich mag mich nicht gern in meinem Muthwillen, diesen Frühling leicht und froh zu genießen, stören lassen. Weg mit dem Geläute! — weg mit den Bekenntnissen einer schönen Seele!

(So hat der Kalendermacher dieses Kalenders in diesem Kapitel „Philosophische und ästhetische Literatur“ Schlechtes und Gutes zusammengepaart.)

.....

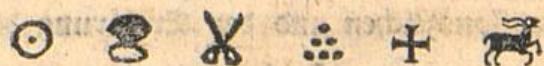
Theologische Literatur, nebst den Kalendern oder
Recensionszeichen und der Erklärung dieser
Zeichen.

(Fortsetzung.)

Kritik der christlichen Offenbarung, oder
einzig möglicher Standpunkt, die Offen-
barung zu beurtheilen. Leipzig, bei
Crusius, 1798.

Die Aufklärung beginnt unter Däm-
merung. So viel bedeutet dieses Recen-
sionszeichen. Es ist aber sehr zweideutig.
Denn es fragt sich: Ist in diesem Buche
schon Etwas von Aufklärung, oder ist noch
volle Dämmerung in demselben? Die über-
gehenden Punkte von Finsterniß zum Lichte
sind sehr schwer zu bestimmen. Dieses
Recensionszeichen ist daher so unbestimmt,

wie die vielen Recensionen, die über dieses Buch erschienen sind, von denen einige Licht, andere Finsterniß sahen.



Schaumann's Erklärung über Sichte's Appellation. Eine Beilage zu der genannten Sichteschen Schrift. Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste. Gießen 1799. bei S. G. Stamm.

Der Pirnaische Kalender sagt, daß im Neuen Monde nicht gut Haarabschneiden, nicht gut zu purgiren, zu baden, zu schröpfen und Ader zu lassen sei. Dennoch aber stehen hier diese Zeichen beisammen. Es muß eine hitzige Krankheit mit Phantasien verbunden seyn, wo nur Desperationmittel anschlagen. Auch der Stier zeigt sich. Es ist nicht zu verwundern, daß bei Paroxysmen Transcendenzen und

überfeine Visionen vorkommen. Auch redet der Mund bei solchen Krankheiten oft irre.



Versuch einer Kritik aller Offenbarung,
 Von Johann Gottlieb Fichte. Zweite
 vermehrte u. verbesserte Auflage, 1793.
 Im Verlag der Hartung'schen Buch-
 handlung.

Der Setzer hat hier einen Fehler begangen. Denn der Krebs sollte roth aussehen. Statt dessen hat er einen lebendigen, einen schwarzen genommen. Das Buch ist ja längst, wie alle Hypothesen dies Schicksal haben, vergessen, und durch das große Feuer der Kritik in der Genaischen Literaturzeitung zu Tode gesotten.



Johann Heinrich Tieftrunk's Censur des christlichen protestantischen Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik mit besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher von D. J. C. Döderlein und D. S. J. N. Morus. Erster Theil, 2te veränd. u. verm. Aufl. 1796. Zweiter Theil 1794. Dritter u. letzter Th. 1795. Berlin, in der akadem. Kunst- und Buchhandlung.

Die Religion der Mündigen. Vorge stellt von Johann Heinr. Tieftrunk. Erster Band. Berlin, 1800. In d. Königl. Preuss. akad. Kunst- u. Buchhandl.

Dieses letztere Buch ist offenbar ein weitläufiger inkorrektur Nachdruck von Kant's Religion innerhalb der Grenzen

der bloßen Vernunft. Selbst bis auf dem Titel ist es Nachdruck, (Vorge stellt von). Statt der Worte „Religion innerh. d. Gr. d. bloßen Vernunft“ steht „Religion der Mündigen.“



Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorge stellt von Immanuel Kant. Königsberg, bei Friedr. Nicolovius, 1794.

Die Offenbarung ist hier als Phänomenon vorge stellt, wie unser Chodowiecki'sches Kalenderkupfer, das kein Kupfer ist (Seite 2). Man kann aber dem ungeachtet die Offenbarung zugleich als Noumenon betrachten, wie wir unser Kalenderkupfer als Noumenon ausgelegt haben.



Storr's Bemerkungen über Kants philosophische Religionslehre. Tübingen, 1794. bei Cotta.



Ueber die Paradoxien der neuesten Philosophie. Von C. L. Reinhold. Hamburg, bei Friedr. Perthes, 1799.

Entweder es ist jetzt Neumond oder Wolken haben den Vollmond verfinstert. Es ist sehr dunkel. Auch ist eine sehr bängliche Luft, die den Leser kaum zu Athem kommen läßt. Nur ein wenig Licht erhält noch dieses Gestirn, das sich fast ganz aus unserm Horizonte verlohren hat, von dem neuen Kometen, der bis vor einem Vierteljahre in langen Haarstreifen am Himmel furchtbar und ominös daher:

309. Aber auch diesen Kometen hat bereits ein finsternes Gewölk versteckt.



Versuch, die Wundergeschichten des Neuen Testaments aus natürlichen Ursachen zu erklären, oder der Beweis von den Wundern in seiner wahren Gestalt. Von J. C. L. Eck. Berlin, 1795. bei Vieweg d. ält.

Wenn Bendauid (s. Berliner Monatschrift) behauptet, daß auf der Bundeslade Blisableiter gewesen sind: so können ja wohl auch schon zu dieser Zeit Aerostaten gewesen sein, in denen Moses und Elias gen Himmel fuhren.

Welch Zeit ist's im Reiche Gottes? Von G. A. Typke, Superint. in Dobrilugk.

2te Aufl. Görlitz, gedruckt bei Wunse, in
Commiss. bei Kummer in Leipzig, 1798.

Hier fehlen alle Kalender; und Recen-
sionszeichen. Und der Recensent hat kein
anderes Mittel, als, gleich den Redakteurs
der Jen. allgem. Lit. Zeitung, von Jahr
zu Jahr zu versprechen, „daß künftig meh-
rere Kalenderzeichen angeschafft und eine
wo möglich bessere Einrichtung in diesem
seit 15 Jahren bestandenen Institute soll
getroffen werden.“

Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer
Entwurf, von Immanuel Kant. Kö-
nigsberg, bei Friedr. Nikolovius, 1795.

Die aktenmäßige Antwort auf die Fra-
ge: „Welch Zeit ist's im Reiche Gottes?“
Dort ist auf gute Hoffnung hin prophe-
zeihet, hier nicht weniger nach guten
Wünschen.

P

Der Streit der Facultäten, in drey Abschnitten; von Imman. Kant. Königsberg, bey Friedr. Nicolovius, 1798.

Hier muß doch wohl der Steinbock stehen. Wie kann ein Streit anders, als streitsüchtig seyn! Beim Streite geschiehet es gewöhnlich, daß kein Einziger sein eigenes Wort versteht. Wir wollen aber dieses nicht auf die angezeigte Schrift angewendet wissen.

Philosophie über die Leiden der Menschheit, ein Lesebuch für Glückliche und Unglückliche, spekulativen und populären Inhalts, herausgegeben von Karl Heinr. Heydenreich. Drei Theile. Leipzig, bei S. A. Leupold, 1798, 99.

M

Was haben nicht die Dichter alles für Scenen in dem Scheine des Vollmondes gedichtet und die Maler in dem täuschenden angenehmen Lichte dieses Sterns gemalt! Hackerts *Mondschein* ist bekannt. So kann gewiß auch eine gesunde heitere Philosophie die Lasten und Bürden von den Herzen der Unglücklichen nehmen, wie sie bei dem hellen, freundlichen und tröstenden Strale dieses Gestirns von ihrem leidenden Herzen fallen. Möge dieses Büchlein noch lange scheinen und auf den guten Verfasser zurückscheinen!

Christliche Schriften, von J. G. Herder.
 Erste, zweite, dritte Sammlung. Riga,
 bei Hartknoch, 1795: 97.

Wie die Maler, jeder nach seinem individuellen Charakter und nach seinem Ideal, ihren Johannes und Christus gemalt haben: so hat auch Herder seinen Johannes

und seinen Sohn Gottes nach seiner Individualität gedichtet.

Die allgemeine Religion, Ein Buch für gebildete Leser, von Ludwig Heinrich Jakob, Halle, 1797. In Kommission bei Hemmerde u. Schwetschke.

Franz Volkmar Reinhard's System der christlichen Moral. Erster Band. Dritte, umgearbeitete Auflage. Wittenberg u. Zerbst, bei Samuel Gottfr. Zimmermann, 1797.

So lange wir auf Erden leben, ist wohl irdische Weisheit das Beste. Und die Moral und die Philosophie die beste, welche, wenn sie auf das gemeine Leben angewandt werden und dem Menschen in seinen Bedürfnissen helfen und rathen soll, auf die

menschlichen Schwächen Rücksicht nimmt. Nach diesem Gesichtspunkte betrachtet, sehe ich Reinhardten an der Seite eines Tollizkoser's und Garve's in jener mondhellen Nacht, wo die Natur ihren Hymnus zur Ehre Gottes singt, auf dem leeren Kupferblättchen (Seite 2) spazieren gehen und sich von dem Getöse der neuen Offenbarungs : Lehrer und Schmide entfernen (Seite 26).

(Der Kalendermacher dieses satyrischen theologischen Kalenders bittet alle Verfasser oben angezeigter Bücher um Vergebung, wenn er nach ihrem Glauben ihnen Unrecht gethan und nach seinem besten Wissen und Willen die Bücher recensirt hat. Er muß es sich ja auch gefallen lassen, daß man sein Büchlein von Kalender, wie mehrere andere Büchlein, die er verfertiget hat, nach dem Glauben Anderer recensire und ihm so, wie er glaubt, Unrecht thue. Und welcher Verfasser und Schriftsteller sollte dieses nicht glauben, sobald man ein Paar Fische, einen Wassermann, einen Skorpion oder einen Krebs über oder unter sein Buch setzet!)

Eine kleine Allegorie.

Und auf der Rückkehr aus dem Thale der akademischen Weisheit sammelte der wißbegierige Jüngling, in dessen Brust es nach Weisheit rang, noch einmal alle Gedanken, die er in den dunklen Gängen und künstlichen Lauben jenes Thales sich zu eigen gemacht oder gelernt hatte. Er forderte sie vor sich: und es dächte ihm, als wäre etwas Fremdes zwischen den Gefilden, die er in jenem Thale durchstrichen hatte, und den freien offenen Feldern, die ihn jetzt umgaben, und von denen manche schmeichelnde Lüfte ihm zuweheten. Er erhob seinen Blick zu dem leichten weißen Gewölke des Himmels, breitete seine Arme aus, als wollte er die Natur umfassen, und fragte: Was ist Wahrheit?

Und er entschlief unter dem Ringen und ängstlichen Beben seines jugendlichen Herzens nach Wahrheit. Er entschlief und Hågsa trat vor ihm, legte mit ihrem Zauberfinger die Locken, die frei um die Stirne des Jünglings weheten, über seine Stirne und Schläfe herab, daß er wie ein büßender Eremit aussah; und es umgaukelten ihn Träume der schadenfrohen Hågsa. „Erhebe dich in die Höhe,“ sagte sie zu ihm, „wenn du wissen willst, was auf Erden und im Himmel ist. Postuliere! und es wird ein Gott da seyn und ein unsterbliches Leben.“ Und dem Träumenden dünkte es, als wäre er auf einem Gottesacker, der weit verbreitet mit Gräbern, frisch und niedergesunkenen Hügeln besäet und mit kalten Monumenten des Marmors belastet war. Er horchte hin nach den Gräbern und den verlassenen stummen Gewölben des Todes, ob nicht ein Ton des Lebens herauf schalle. Aber Alles war öde.

Er trat hin vor jene Leichensteine, um von den goldenen Buchstaben, die im Strale des Mondes wie feuerfarbene Ziffern brannten, das unsterbliche Leben herabzulesen. Aber er sah an ihnen nur rinnen Thränen und blutige Tropfen der Wehmuth und der verblichenen Erinnerung. Er schauderte zurück, da er kein Säuseln der Auferstehung vernahm und keine Ahndung des unsterblichen Lebens von jenen Monumenten ihm zusprach. Er hörte das Wort der Hagsa „Postuliere!“ Und er entschwang sich den grausen Gräbern, und floh in die Lüfte. „Postuliere!“ ja, er floh von dem Orte des Aufgangs der Sonne bis zu ihrem Niedergange, von der Seite der Mitternacht bis zum Mittag, und postulirte, und es schien ihm, als sähe er das unsterbliche Leben herbeikommen, und als rührten sich da unten die Gräber, und als sanken die Leichensteine hinab in die leeren Gräfte, welche die auferstehenden Todten

verlassen hatten. Aber der Mond, der höher und höher heraufstieg, verließ jetzt das Gewölk, das wie ein leichter Schleier seine Stralen aufgehalten hatte, und beschien heller und freier die Gräber. Und es war noch Alles stumm auf den Gräbern, wie der Aufgeschwungene, um Unsterblichkeit zu wissen, sie verlassen hatte. Der Zweifel und der helle Stral des Mondes vernichteten die Postulate und die Täuschungen, und der Jüngling fiel herab auf die Gräber, und lag ausgebreitet da über den Gräbern, mit seinen Händen sie umflammernd, als wollte er die Unsterblichkeit herausgreifen.

„Setze dich selbst und setze dich und in dem dich Setzen wirst du die Unsterblichkeit finden!“ so schrie ihm abermals raunend und mit schneidender Stimme das Weib Hagsa zu. Er horchte auf, setzte sich auf die Gräber. Aber keine Harmo:

nie erklang auf den Gräbern, als der traurige melancholische Todtengesang der verdorrten Grashalmen und des starren Vermuths zwischen den Todeshügeln. Mit eilenden Schwingen erhob er sich also wieder in die Höhe, und flog höher, als Sonne Mond und die Gestirne kreisen, und sahe diese unter sich wie kleine Funken, die von der geschwungenen glühenden Kohle stäuben, flimmern. Er flog durch die weite Schöpfung hin und zurück, schwang und schwang sich höher; und es war ihm, als ergriff er in den leichten fließenden Lufttheilchen unmittelbar die Unsterblichkeit. Aber ein Luftzug kam, zerstreute die Atomen der Luft, und der Aufgeschwungene befand sich im Leeren! Er sank herab zwischen der Sonne und dem Monde und den Straßen, wo sich die endlosen Gestirne der Schöpfung bewegen, und fiel auf die Gräber und wollte mit Hägfa rechten. Aber diese war verschwunden!

Und der sinnende freundliche Hugo trat mitleidsvoll und sich des Jünglings erbarmend hinzu, legte mit seiner Hand die über die Stirne und Schläfe gefallen Haare des Jünglings aus einander, strich die ängstlichen Furchen von dem unschuldigen Antlitz des Schlafenden, und eine Morgenröthe gieng auf, vergoldete die Gräber, auf denen der Schlafende träumte, und ein Harmonieenklang im leisen Frühlingewehen tönte über den Gottesacker her; „Suche nicht Weisheit und „Wahrheit in den Himmeln, sondern „bleibe auf der Erde. So lange du Mensch „bist, kreisen Sonne und Mond über dir, „und es ist dir nicht vergönnt, über diese „Gestirne dich hinwegzuschwingen. So „auch mit der Unsterblichkeit!“

Und der Träumende neigte das Ohr zu den Gräbern. Und wechselnde Töne und Stimmen erschollen und sangen die

Unsterblichkeit. Er blickte auf die Gräber, und sah im Frühlingsgrün blühen und sich hinneigen die Gebüsche und Gräser, die aus den Gebeinen der Todten erstanden waren. Und es rief ihm in seinem Herzen zu: „Es ist eine Unsterblichkeit!“ Und der Jüngling empfand, daß es gut sei, mit der Natur zu leben, daß sie am besten lehre, was dies: und jenseits und ob ein Dies: und Jenseits sei. Die Morgenröthe, die die Gräber beleuchtete, verschwand nach und nach. Die Sonne stieg herauf, und ein volles Licht gieng aus, und Diamanten und Perlen als Freudenthränen über die kommende Unsterblichkeit glänzten auf den Blumen, Kieseln und Sandsteinen der Gräber.

Bekennniß eines Religionslehrers
über die Anwendung der Kantischen
Philosophie in Religionsvor-
trägen.

„Das Philosophieren ist dem Menschen so natürlich,“ fuhr der Prediger fort, „wie Luft und Athemschöpfen. Unter dem Philosophieren nämlich verstehe ich, ohne daß ich mich hier auf eine präcise und genaue Erörterung dieses Begriffs einlasse, das Fragen und Antworten: „Was ist Gott? Was ist die Unsterblichkeit? Was ist das Leben hienieden?“ Wäre der Mensch ein unbeschränktes, unendliches Wesen: so würde er sich diese Fragen gar nicht einfallen lassen; denn er wäre ja in dem unmittelbaren Besitze und Genusse des Unendlichen. Wäre er aber auf der andern Sei-

te ein blos endliches und sinnliches Wesen: so würde er sich gar nicht zu diesen Fragen erheben, ja sie nicht einmal ahnden können; er würde ruhig sein Auge auf den Oberflächen der in dieser Welt ausgestreuten Dinge umherlaufen lassen, ohne sein Auge zu Etwas über den Wolken zu erheben. Da der Mensch nun Beides in Einer Person ist, ein endliches und unbeschränktes Wesen zugleich: so entstehet eben daraus der Drang und die nothwendige Aufgabe zu philosophiren. In den Augenblicken, wo er sich als unendliches Wesen mit seinen ungemessenen Kräften und Anlagen zu dem Höchsten und Ueberirdischen erhebet, fragt er sich nicht: „Ist auch ein Gott da? Ist ein unsterbliches Leben, und bin ich unsterblich?“ In diesen Momenten, wo dies Unendliche in ihm rege ist, fühlt er sich mit allen den Gegenständen, die in jenen Fragen liegen, eins; sie können ihm nicht näher

gebracht, nicht näher gerückt werden. Denn er fühlet es unmittelbar und siehet es gleichsam mit seinem Geiste, daß er unsterblich, daß das irdische Leben mit dem zukünftigen und mit allen vorhergegangenen Zeitreihen nur ein einziger unendlicher oder endloser Contour eines Gemäldes sei. Und auf diesem Gemälde erblickt er unmittelbar, in diesen Momenten seiner Begeisterung, wo er sich mit seinem innern Unendlichen zu dem Unendlichen aufschwingt, daß ein Gott da, und daß er genau und innig mit diesem höchsten Wesen verbunden sei. Ist aber diese Stunde der Weihe vorüber und ziehet den Menschen wieder seine Endlichkeit zum Endlichen herab: dann stellt sich alles das, was er vorher so wahr, so lebendig in seinem Innern fühlte, als etwas Abgesondertes vor ihm hin; und nun fragt er sich: „Was war ich vorhin, was die Unsterblichkeit, die ich wahrzu-

nehmen glaubte, was das höchste Wesen,
das ich unmittelbar von Angesicht zu An-
gesicht erblickte? “

Und sobald der Mensch diese Fragen
aufwirft: so philosophiret er auch. In
diesen Fragen liegt der Keim der Philo-
sophie und sie sind selbst Philosophie.
Diese ist also nothwendig in dem Menschen
durch den Widerstreit in seinem Innern
zwischen dem Endlichen und seinen unend-
lichen Anlagen aufgegeben. Die Philo-
sophie ist mehr eine Amme, eine Beglei-
terin oder Gefährtin des endlichen Men-
schen, als des Unendlichen in ihm, ob sie
schon aus diesem entstehet. Bei dem
Innewerden, bei dem Genusse, oder wie
man es sonst nennen möchte, des Unend-
lichen philosophiret, d. i. fraget, zweifelt
man gar nicht; sondern hier ist ein unmit-
telbares Leben in und mit dem Unendli-
chen selbst. Nur erst dann, wenn der

Mensch als beschränktes endliches Geschöpf seine Schranken und seine Hülflosigkeit wahrnimmt: dann legt er sich an die Brust der Philosophie; er thut als ein unmündiges Kind Fragen an sie, und sie wird ihm Amme und Wärterin.

So ist also Philosophiren immer gewesen, so lange und so bald Menschen waren. Und Philosophiren wird immer bleiben, so lange der Mensch Mensch bleibt. Dieß ist nicht blos ein Eigenthum des gebildeten, aufgeklärten, sondern selbst des rohen und ganz natürlichen Menschen. Gener Grönländer, da er am frühen Morgen auf den Eispiiegeln seines Landes umherwandelte, von denen tausend und tausend Stralen der aufgehenden Sonne wiederleuchteten, rief im Entzücken aus: „„Wie schön muß der nicht sein, der dieses alles gemacht hat!““ Dieß war auch Philosophie, / und ein Anfang zur Philosophie,
und

und sie war nicht weniger werth, als die Philosophie des gebildetsten Europäers.

Aber es giebt nun auch eine künstliche Philosophie, die in Leisten und Rahmen gebracht worden ist. Und es fragt sich: Kann diese im gemeinen Leben gebraucht werden, und muß sie nicht vielmehr blos in Schulen bleiben? Es giebt eine Art von vornehmen und von gemeinen oder natürlichen Leben. So auch eine Art von vornehmer und von gemeiner Philosophie.

Unter vornehmer Philosophie verstehe ich das Phantom, *) an welchem den Studierenden der Medicin das künstliche Verbinden der Wunden und Schäden an dem menschlichen Körper gezeigt wird. Dieses Phantom ist ein Wechselbalg, an dem viele

*) Phantom ist eine große ausgestopfte Puppe, welche in der Bandagenlehre gebraucht wird.

Hefstel und Schlingen angebracht sind, damit die Glieder des Körpers fest halten, oder abgenommen und wieder angeheftet werden können. Die vielen Demonstrationen in der Philosophie, die Kunstwörter, die Kunstfragen und Kunstantworten sind diese Schlingen und Hefstel, welche an jenem Phantom zu sehen sind.

Ich bestreite gar nicht, daß, wie der menschliche Körper durch Anatomie und Kunst kennen zu lernen ist, auch die Kunst- und künstliche Philosophie zu erlernen oder anzubauen sei. Denn es giebt einen Punkt, wo man wissen muß, wie der menschliche Körper in seinen kleinsten und verborgensten Theilen beschaffen sei; und es giebt auch einen Punkt, wo man wissen muß, wie weit man in der Philosophie vorwärts dringen könne. Was das Phantom dort in der Chirurgie ist: das ist die Kritik in der Philosophie. Wie es aber wohl am

unrechten Orte sein würde, vor dem Bette eines Kranken, oder eines, der das Bein gebrochen hat, das Phantom herzunehmen und erst die Binden an diesem anzulegen, um zu sehen, wie man sie an jenem anlegen solle und daß sie recht nach der Kunst angelegt werden; so fragt es sich auch: „Ist es wohl nicht am unrechten Orte, die Kritik der Philosophie in dem gemeinen Leben einführen und hier vornehm thun zu wollen?“

Ich habe mehrere brave und hoffnungsvolle Jünglinge gefunden, die von Universitäten oder aus den neuern philosophischen Hörsälen kamen, und die bei mir predigten und die neue Philosophie meiner Gemeinde anzuhören gaben. Da hörte ich von der absoluten, nothwendigen Pflicht des Menschen, blos absolut um der Pflicht willen zu handeln, wenn die Handlung einen moralischen Werth haben solle. Ich hörte die ganze Predigt über allgemei-

ne Sätze und allgemeine Redensarten, die ich selbst Mühe hatte, mit irgend Etwas auszufüllen. Und nun frage ich: Was sollte meine Gemeinde, der gepredigt wurde, dabei denken?

Die Popularität einer Predigt besteht erstlich in der Verständlichkeit der Ausdrücke; zweitens in der Verständlichkeit der Einkleidung oder der Methode, und drittens in der Verständlichkeit der Sache.

Was soll nun der arme Landmann, — denn vor diesem ist es mein Beruf zu predigen, — was soll dieser bei den allgemeinen, abstrakten Worten von Pflicht, von moralischem Werthe, von moralischer Weltordnung denken? Ist es hier nicht Pflicht für mich, die einfachern Worte, die in unserm täglichen Gebete vorkommen und die zugleich meinen Zuhörer auf das Gefühl seines Gewissens hinführen „du sollst“ oder „du sollst nicht“ zu gebrauchen? Ist

es nicht Pflicht für mich, statt des abstrakten Ausdrucks „moralische Weltordnung“ lieber „Vorsehung oder Gott“ zu sagen? und statt: „moralischer Werth“ lieber geradezu zu sprechen, wie der Bauer spricht, „gut und recht?“ Bei jenen allgemeinen Worten denkt sich der ungebildete und gebildete Zuhörer, der nicht neuere Philosophie studiert hat, gar nichts. Er glaubt Engel zu sehen, und siehet gar nichts, und wird noch weniger durch dergleichen Ausdrücke und Vorträge besser. Sich nach der Sprache des Volkes, die allgemeinverständlich ist, zu akkommodiren, glaube ich, ist das erste Erforderniß eines guten Predigers. Ueberdies noch, weil die Worte des gemeinen Lebens natürlicher und eben wegen dieses Natürlichen bedeutender und ausdrucksvoller sind, als die durch die Kritik und Abstraktion amalgamirten und geläuterten. Wird z. B. durch das einfache Wort „du sollst“ nicht mehr ausge-

drückt, als durch das abstraktere „Pflicht“? Dieses Wort scheint von dem, was man moralisches Gefühl oder Gewissen nennt, ganz getrennt zu sein; da hingegen das „du sollst“ Jeden auf das mit der Pflicht verbundene Gefühl von Gewissen zugleich mit hinweist.

Die Verständlichkeit der Methode eines Vortrags oder einer Predigt besteht darin: daß sich der Prediger nach dem natürlichen Gedankengange und der Art zu denken, welche dem Menschen als ungelehrten Menschen eigen ist, richte. Es giebt zwei Methoden, nach welchen man Etwas vortragen oder erläutern kann. Erstlich die, wo man von dem allgemeinen Satze ausgehet und die einzelnen Sätze daraus entwickelt. Zum Beispiel, wenn man von dem allgemeinen Begriffe der Pflicht anfängt, und daraus die einzelnen bestimmten pflichtmäßigen Handlungen ableitet. Es ist aber auch eine zweite Me-

thode, wo man von dem Einzelnen anfängt, und zu dem Allgemeinen aufsteigt und mit diesem schließt. Diese letztere Methode ist nun der ganz natürliche Gedankengang eines jeden Menschen. Man muß erst das Einzelne auffammeln, und aus diesem Einzelnen das Allgemeine oder die Summe aller Erfahrung und alles Nachdenkens zusammensetzen. Besonders ist dieses der Gedankengang des im Denken Ungeübten; der sich das Allgemeine immer nur in dem Einzelnen denkt und es gar nicht anders als in dem Einzelnen denken kann. Nun behaupte ich, daß die letztere Methode die Einkleidung bei jedem verständlichen Religionsvortrage, besonders bei Vorträgen vor ungebildeten Ständen und Menschen sein muß. Denn wenn der Prediger von dem allgemeinen Satze oder Begriffe ausgehet und daraus das Einzelne auf eine logische und gelehrte Weise ableitet: weis der Zuhörer, der in diesem logischen Geschäfte

des Zergliederns nicht geübt ist, wie der Religionslehrer dazu kommt, alles das Einzelne aus diesem einzigen Begriffe abzuleiten? Kann er es wissen und begreifen, wie alles dieses Einzelne in dem Allgemeinen liege? Er hört also die Predigt an, er hört dem Prediger zu; allein es ist auch nichts weiter, als anhören. Denn er selbst ist zu unfähig dazu, um die Sätze so mit einander zu verbinden, wie der Lehrer oder der Prediger sie verbunden hat. Gehet hingegen der Prediger von einzelnen Fällen und Thatsachen des menschlichen Lebens aus, und folgert daraus, und macht es dem Zuhörer begreiflich, wie ein Allgemeines daraus, vielleicht als allgemeine Lebensvorschrift, folge: so hat er sich nach dem kindlichen Verstande seiner Zuhörer gerichtet, er ist ihnen verständlich gewesen und hat praktisch gepredigt. Soll ich mich auch hier wieder auf meine Erfahrung berufen, wie ich so viele

von den jüngern philosophischen Kandidaten habe predigen hören? „O, es ist Pflicht, heilige Pflicht für den Menschen, moralisch zu handeln!“ so wird mit diesem allgemeinen Satze angefangen, und nun kommt das Einzelne. „Daher“ heißt es. Aber kann auch der Bauer, der ungebildete und gebildete Städter das Daher, die mögliche Ableitung desselben einsehen? Warum fängt man nicht bei dem Einzelnen an, sammelt die einzelnen Erfahrungen, führt sie dem Zuhörer vor, und schließt bei dem allgemeinen Satze: „daher sollen wir so handeln,“ welches nichts anders heißt, als: „daher ist es heilige Pflicht, so zu handeln.“ Nun ist der Zuhörer mit diesem allgemeinen Satze befriediget und von seinem Inhalte überzeugt. Denn der Lehrer hat ihn praktisch durch die einzelnen Fälle ganz natürlich darauf hingeführt, er muß nun von dem Allgemeinen überzeugt sein, da er sieht, es folge nothwendig

dig aus den einzelnen zusammengestellten Fällen.

Diese Methode, verständlich zu predigen, beruhet aber nicht blos in der Akkommodation des Predigers nach dem natürlichen gemeinen Gange des Denkens; sondern unter dieser Methode der Popularität verstehe ich auch noch, daß der Prediger sich die einzelnen bestimmten Sätzen und moralischen Maximen, die als Gemeinprüche in der täglichen Erfahrung umherlaufen, in seinen Vorträgen zu Nutze mache. Es ist wohl nichts gewisser, als daß die Moral in den Schulen oder die gelehrte Moral nichts Neues enthalte, was nicht schon in dem gemeinen und allgemeinsten Leben sei. Nur mit dem Unterschiede freilich, daß dort die allgemeinen Sätze der Moral individualisirt, sprüchwörtlich, mit den Bedürfnissen, Erscheinungen und Geschäften oder Handthierungen des menschlichen Lebens verbunden erscheinen:

da sie hingegen hier ganz reine, allgemeine Sätze sind. Nun behaupte ich, es ist für den Prediger Pflicht, falls er gewissenhaft, d. h. verständlich predigen will, auf die einzelnen moralischen Sentenzen, Maximen, Sprüchwörter, die der Landmann oder das gemeine Leben so oft eintauscht und austauscht, Rücksicht zu nehmen, sich dieselben als einzelne Themathe zu Predigten oder als Münzen gleichsam zu sammeln, mit denen er die Gültigkeit der allgemeinen Wahrheiten, die er in Predigten dem Volke hören läßt, bewähren kann. Welche vortreffliche einzelne Sprüchwörter hört man nicht oft im gemeinen Leben, in denen der feinste, zarteste moralische Sinn liegt! Und auch hier, glaube ich also, muß der Religionslehrer sich das Beispiel Jesu zum Muster nehmen. Denn wie waren die Vorträge, die Reden Jesu? immer in einzelne Sprüchwörter, in Gleichnisse, in Parabeln eingekleidet, zu denen der Stoff

und die Form aus dem gemeinsten Leben, aus dem Leben des damaligen Volkes, unter dem er lehrte, genommen war. Man sehe die Bergpredigt; das Gleichniß von dem Säemann, von dem steinigten Acker; es kann eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme u. s. w. Was war dieses anders, als einzelne moralische Sentenzen, die sprüchwörtlich unter dem Volke der damaligen Zeit umherliefen und an denen Jesus die heiligen Wahrheiten anschloß, um sich dem Zeitalter verständlich und seine Lehren mit desto leichter Mühe für das ungebildete Volk wahr und praktisch zu machen.

Aber endlich drittens die Verständlichkeit der Sache. Soll der Prediger sich auch in Rücksicht der Sache, die er vorträgt, nach dem Glauben des Volkes richten, nicht dasjenige vortragen, was philosophisch wahr und in Schulen philosophi-

scher Weise angenommen wird? Zum Beispiel, soll er nicht bisweilen laut und freimüthig dem Volke sagen, daß der Glaube an gewisse Fundamentalartikel der Dogmatik zu nichts helfe und zu nichts diene, wie dieses ist so herzhast und laut in den philosophischen Schulen gelehrt wird? Ich habe hier ein Dilemma, nach dem ich diese Frage entscheide. Entweder die Erziehung des Volkes und der Menschheit gehet nach physischen und mechanischen Gesezen vor sich, oder die Aufklärung muß von innen, durch die Freiheit des menschlichen Geistes bewirkt werden. In beiden Fällen nun, glaube ich, ist das voreilige Predigen und Bekanntmachen neuer philosophischer Sätze vor dem Volke (wenigstens) unnütz. Denn wird die Aufklärung und Erziehung der Menschheit durch den Mechanismus der Natur bewirkt: so hilft alles voreilige Hindrängen zur Aufklärung nichts. Denn die Natur läßt sich in ihrem Mechanismus

nicht vordringen. Und greift man wirklich ein: so entstehet mehr (unheilbarer) Schaden, als Nutzen. Es ist dasselbe, als wenn ein Kind zu früh reif oder gereift wird. Ist aber die Erziehung und Aufklärung ein Werk der Freiheit des Menschen: so ist es ja wieder klar, daß ein Jeder sich selbst erziehen, sich selbst aufklären muß, und daß die Sucht, Andere aufzuklären, oder die Sucht des Predigers, seine Gemeinde aufzuklären, wenig hilft. Er muß den Zeitpunkt abwarten, wo das Volk für diesen Grad der Aufklärung reif ist. Und wenn die Empfänglichkeit, die nicht bloß passiv sein darf, in dem Zuhörer da ist: dann helfen und nützen die Worte, die er sagt, und sie werden verstanden und nicht gemißbraucht. Auf dieses obige Dilemma gestützt, behaupte ich also, daß das vor- eilige Predigen und Lehren der Aufklärung nichts hilft. Es sind Worte in den Wind gesagt. Und es entstehet Wind (falsche

Aufklärung) daraus. Der Prediger muß sich auch hier nach dem Volke richten und die Zeit aufmerksam abmerken, wo es nützlich ist, daß er Saamen ausstreue. Trägt er Neuerungen vor, bevor das Volk darzu reif ist: so müssen nothwendig Mißverständnisse und Mißbräuche entstehen. Denn die richtige Anwendung dieser Sätze, welche das Volk als etwas noch nicht Gehörtes von dem Prediger hört, kann nur dann Statt finden, wenn das Volk die Sätze selbst verstehet und auf dem Punkte ist, daß es dieselben durch eigenes Bedürfniß und durch eigene Kraft hätte finden können.

Soll denn der Prediger also Alles beim Alten lassen, könnte man mich hier fragen, und nicht die Irrthümer und den falschen Glauben, welcher vielleicht unter der Gemeine herrschet, bestreiten? Man mache einen Unterschied zwischen theoretischen Irrthümern und moralischen. Die:

se zu bestreiten, ist die erste und vornehmste Pflicht des Religionslehrers. Aber nicht immer ist es gut, die theoretischen zu bekämpfen; hier gehört Klugheit dazu, um einzusehen, ob jetzt der Zeitpunkt ist, wo diese faulen Flecke des menschlichen Geschlechts, ohne der Gesundheit und den übrigen gesunden Gliedern des Körpers zu schaden, unterbunden oder ausgeschnitten werden können. Theoretische Irrthümer sind im Bezug auf das moralische Handeln oft etwas Indifferentes; und wenn das Volk nicht geneigt ist, diese an sich unschädlichen falschen Meinungen aufzugeben: so wäre es Muthwille, sie mit Gewalt auszurotten und wider sie zu predigen. Ich weiß nicht, ob ich hier den Exorcismus bei der Taufformel als so etwas Indifferentes und als einen solchen unschädlichen theoretischen Irrthum anführen darf. Ich halte dafür, es sei besser, daß sich dieses und Aehnliches selbst
ab:

abschaffe, d. h. daß es durch die Zeit und durch das Volk und durch die freiere aktive Ueberzeugung desselben antiquirt, als daß es von einem Manne (von dem Prediger) mit einmal und wider Willen des Volkes abgeschafft werde.

Ich suche die moralischen Bedürfnisse, den Grad und die Stufe der Aufklärung meiner Gemeinde kennen; und nach dieser Kenntniß lehre und handle ich. Nicht daß ich bloß das lehre, was der Gemeinde schon bekannt ist; sondern daß ich dieses Bekannte benutze, um das Unbekannte daran anzuknüpfen und ihr vorzutragen.

Ich verlange, daß jeder Prediger mit der Schul- oder der künstlichen Philosophie bekannt sei, damit er wisse, wie weit man sich mit derselben wagen könne. Aber diese Kritik und die Lehren und die Ausdrücke derselben auf Kanzeln zu bringen, das ist gewiß die größte philosophi-

sche Unwissenheit! Ehe ich predige, suche ich mich jederzeit zu meinem Volke herabzuzustimmen. Ich studiere die Natur des Volkes und des Menschen, um natürlich und menschlich zu predigen. Ich freue mich jederzeit, wenn ich hie und da ein neues Sprüchwort, das einen moralischen Sinn enthält, unter meiner Gemeinde entdeckt habe, um dieses früher oder später in einer meiner Predigten zu entwickeln, und, was in jenem Sprüchworde liegt, recht deutlich zum Verstande meiner Zuhörer bringen zu können.

So würde ich überhaupt auch rathen, daß derjenige, dessen Bestimmung es einmal ist, vor dem Volke zu lehren, weniger die Kritiken der abstrakten Philosophie, und lieber die Schriften eines Garve, Zollikofer und Reinhard lese.

Literarische Notizen.

(Fortsetzung.)

Die alten Hof- und Gelegenheitsdichter suchten gar zu gern auf den Namen des zu besingenden oder besungenen Helden (z. B. Tugendreich, Ehrenfried u. s. w.) anzuspielden. Es wird also allen neuen Gelegenheitsdichtern zu wissen und kund gethan, daß diese längst unterlassene, sehr ästhetische Gewohnheit jetzt wieder in Gang zu kommen scheint. Man s. Jahrbücher der Preuss. Monarchie, Decbr. 1799. S. 348. „Aber nicht der würdige Sohn „derling von Sinope, auch sonst im gering- „sten kein Διογενης von Zevs ist um und an „ihm (nichts!) zu spüren. Wenn es er- „laubt ist, die letzten Sylben eines ehr- „würdigen Namen zu deuteln: so haben

„nur diese einige Aehnlichkeit mit dem Na:
 „men des höchstwahrscheinlichen Verfassers,
 „bei welchem Jedem das Lächeln einfällt,
 „welches aller seiner Werke eigenste eigen:
 „thümlichste Wirkung ist und selbst in sei:
 „nem Namen verflingt.“

Unstreitig kann dieses antiquarische
 Wortspiel nur von dem Verfasser herkom:
 men, den Diogenes mit seiner Laterne selbst
 laternisirt oder beleuchtet hat.

Seitdem die Herren Schlegels in dem
 Athenäum (2. B. 2. St. S. 338) die An:
 frage gethan haben:

„Man wünscht belehrt zu werden,
 „wie sich eine gelehrte Zeitung ohne alle
 „Anonymität einrichten lasse. Es ist
 „zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bei
 „einer solchen Anstalt die Nennung der
 „Recensenten zum Gesetz gemacht wor:

„den; dieß hat aber zur Folge gehabt
 „(was man eben vermeiden möchte), daß
 „plötzlich sowohl die recensirten Schrif-
 „ten, als die darüber gesagten Dinge
 „anonym wurden; die vielen anonymen
 „Namen der Beurtheiler nicht einmal
 „gerechnet“

sind die Herren Schlegels selbst von den
 Erfurter gelehrten Nachrichten zu Re-
 censenten aufgefordert worden. Und sie
 haben auch diese Aufforderung angenom-
 men, besonders um des Umstandes willen,
 daß plötzlich sowohl die recensirten Schrif-
 ten, als auch die darüber gesagten Dinge
 anonym werden mögen. Sie werden in
 einem der nächsten Stücke dieser gel.
 Nachrichten ihr Athenäum recensiren.

Es zeigt eine große Armseligkeit des
 Wises an, wenn man sich, wie sich Kna-
 ben um Klüße zanken, über Wisz und das

Eigenthum desselben streitet. „Dante,“ sagt Schlegel in dem beliebten Athenäum, „bald der Raphael und bald der Michelangelo der Poesie (ich borge diesen Ausdruck von Jemanden, der ihn von mir geborgt hat —“

Die Jenaische allgemeine Literaturzeitung beurtheilte sonst die ganze philosophische Literatur nach dem Reinholdischen Vorstellungssysteme. Seitdem dieses und Reinhold gestorben ist, wurde die Literaturzeitung Fichtisch. Seit dem Tode Fichte's ist nun eine Windstille in dem philosophischen Fache dieser Zeitung. Und man suchte sich durch die Arzneiliteratur zu heilen. Es fragt sich: nach welchem Systeme werden nun die philosophischen Schriften beurtheilt werden? Unstreitig nach dem Sansculottismus. Auf die gepanzerten schwerfälligen Männer folgen Freibeuter.

Es giebt in dieser Zeitung bisweilen ein coup de main, welcher dieselbe noch in Respekt erhält. Bisweilen eine Novelle, ein Novitätenverzeichnis, eine Ankündigung vom Pastor Kanzelmann, eine merkwürdige Recension, — dieß ist es, wodurch diese Zeitung zur Toilettenlektüre wird! Die Herren Redakteurs sind auch fluggenug, von Zeit zu Zeit, wenn das Feuerwerk niedrig auf der Erde gebrannt hat, einen Sprühteufel in die Luft zu schicken. Dergleichen Sprühteufel sind z. B. die Recension über Platners philosophische Aphorismen, die Recension über weiland Bürgers Gedichte, die Rakete von Annonce, welche bei dem Anfange des 1800. Jahrhunderts von den Redakteurs in die Luft gesandt wurde u. s. f. Die übrigen Literaturzeitungen sollten diesen Kunstgriff abmerken! Freilich sind diese Kunstgriffe des Luxus kostspieliger, als die Mumfordischen Suppen.

Es giebt Recensionen von dreierlei Art, so viel der Kalendermacher bei seinen Wetterbeobachtungen bemerkt hat. Erstlich Recensionen, die einen zu großen Kopf (vielleicht einen Wasserkopf), d. h. eine zu lange Vorrede im Verhältnisse mit der eigentlichen Recension haben. Zweitens Recensionen, denen es an allem Kopfe fehlt, aber die desto mehr Magen haben. Das sind solche, wo der Recensent, um seinen Hunger zu stillen, recht fleißig und treu das Buch excerpirt und wiedererzählt, ohne seine Bemerkungen darüber, vielleicht, weil er wegen der Geschwindigkeit des Recensirens noch keine hat machen können, dem wißbegierigen Publikum Preis zu geben. Drittens Recensionen, denen es an Magen und Kopf, an Inhalt und an Vorrede, fehlt, die gleich bei dem Anfange, so lang sie auch sind, das Ende haben. Diese Recensionen könnte man geschwänzte nennen. Und zwar sind es solche, wo das

unrecensirende Publikum nicht weis, was eigentlich mit der Recension gemeint, und wo sie also — ein böses — Gewäsche ist. *) Zugleich hat aber auch der Kalendermacher, indem er diese Erscheinungen auf ihre Ursachen zurückzuführen suchte, gefunden, daß Recensionen mit großen Köpfen meist von jungen Recensenten herkommen, die etwas Großes dem Publikum zu liefern gedenken. Es ist ja Erfahrung, daß Vögel, wenn sie ihren ersten Flug versuchen, mehr mit den Flügeln flattern, als nöthig ist. Die geschwänzten Recensionen kommen meist von Männern her, in denen kein Heil mehr zu hoffen ist, und die jede Messe ein langes Buch ohne viel Inhalt zu schreiben

*) „Wäsche,“ das wäre eigentlich der geschickteste Ausdruck für das Recensirwesen. So viel ich weis, werden in Berghütten, wo die reine Ausbeute von den Schlacken gesäubert wird, kleine Jungen, die Erze zu waschen und zu pochen, gebraucht.

gewohnt sind. Die Recensionen mit dem aufgeblähten Magen kommen endlich von Recensenten, die lange als Knechte im Weinberge der Redakteurs gedient haben und des Recensirens satt sind. Diese schreiben denn verkürzt und geschwänzt ab, was sie im Buche des Autors finden.

„Es mag jetzt ein großer Ueberfluß an guten Köpfen sein,“ hörte der Kalendermacher ohnlängst einmal sagen, „denn was hat nicht die Kantische Philosophie für scharfsinnige Bearbeiter gefunden (m. s. Seite 140). Aber ich zweifle daran, daß scharfsinnige Köpfe auch gute Köpfe sind. Mit Angst und Mühe und Grübeln kann endlich ein gewisser Scharfsinn hervorgepreßt werden. Und dieses mag wohl der Fall bei unsern meisten Kantianern sein. Denn in der That, man findet in den meisten der Kantianischen Schriften so etwas Gepreßtes. Es wäre daher gar kein

übles Zeichen unserer Zeit, wenn man ein
bischen komödiantenmäßig zu philosophiren
anfienge. Denn dieses wäre ein Zeichen
eines guten und wenigstens leichten Kopfes.

Das unfantische Publikum bittet Herrn
Hofrath Platner recht angelegentlich, nicht
länger den zweiten Theil seiner philosophi-
schen Aphorismen vorzuenthaltten.

Der Kalendermacher verbittet sich alle
Recensionen über seinen satyrischen theo-
logischen Kalender. Satyrische Schriften
sollten gar nicht recensirt werden. Um desto
mehr verbittet er aber alle künftige Recen-
sionen, da schon, ehe dieser Kalender er-
schien, eine in der **** Zeitung darüber
erschienen ist. Und diese wird der Kalen-
dermacher sogleich, wie folget, abdrucken
lassen. Es ist eine Recension mit einem
großen Kopfe.

Höchstgelehrte Recension dieses satyrischen theo-
logischen Kalenders in dem 140st. St. der
**** Zeitung 1799.

.....

Es erscheinen in unsern Tagen so viele
Taschenbücher, Kalender, Almanache, daß
man nicht weiß, was man aus dieser Er-
scheinung prophezeien soll. Etwas Gutes
läßt sich leider nicht daraus wahrsagen.
Denn was ist ein Almanach, ein Taschen-
buch, ein Kalender anders, als eine Art
von Kompendium über einen Gegenstand,
(denn Wissenschaft können wir nicht sagen).
Und daraus ist denn leicht zu erkennen,
daß es in unserm Zeitalter Mode gewor-
den und der Geschmack dahin gediehen ist,
alles Kompendiös, wie z. B. Predigten
in Auszügen oder Philosophieen in kurzen
Lehrbüchern, zu haben. Wenn es daher

unsere Pflicht und der Zweck unseres Recensenteninstituts ist, über den Geschmack des Zeitalters zu wachen: so können wir nicht anders, als diesen Unfug, der mit Journalen, Kalendern und Almanachen getrieben wird, laut und lebhaft rügen. Endlich erscheint noch ein theologischer Kalender, der überdieß das Prädikat „Satyrischer“ hat! Recensent hat sich von jeher überzeugt, daß, wenn Alles, selbst die reine und angewandte Mathematik nicht ausgenommen, in Compendien gebracht werden kann, dieses doch mit der Theologie platterdings unthunlich und unmöglich ist. Denn was soll es heißen, eine Theologie in einem Kalender oder in einem Almanache? Ist dieses nicht contradictio in adiecto? Es ist also zu beklagen, daß es endlich in unsern Zeiten so weit kommt, daß selbst theologische Kalender, wie der gegenwärtige ist, erscheinen.

Die Mathematik ist eine Wissenschaft, die vor sich selbstständig ist und sich also von der Theologie und Philosophie unterscheidet. Recensent kann es auch nicht bergen, daß er, ob er gleich die Theologie zu seinem Hauptstudium gemacht, doch fleißig der Mathematik obgelegen habe, und daß er jetzt noch bisweilen, wenn ihm seine Amtsgeschäfte Zeit übrig lassen, den magistrum matheseos und die völlige Demonstration desselben wiederholt. Er hat immer gefunden, daß dieß einen formellen Nutzen habe, indem man sich nämlich durch diese mathematischen Demonstrationen an Kürze und Präcision in der Theologie und Philosophie gewöhnet, welches z. B. an dieser Recension nicht zu verkennen ist.

Aber zur Sache! Ein „satyrischer theologischer Kalender“ ist völlig undenkbar. Wie kann die Satyre mit der Theologie als Doctrin vereinigt und die Theo-

logie als vollendete Wissenschaft mit einem Kalender gereimt werden! Es ist gar nicht nöthig, daß wir unser Urtheil weiter aus einander setzen. Wir überlassen die Ausführung desselben dem gelehrten Publikum.

Die einzelnen Aufsätze in diesem höchst unnöthigen Kalender sind: 1) Dedikation an das neunzehnte Jahrhundert. 2) Nöthige Erklärung des Chodowickischen Titelkupfers. 3) Reichsgutachten über die einzig mögliche und absolut nothwendige Einrichtung eines ökonomischen Kantischen Kalenders. 4) Literarische Notizen. 5) Theologische Literatur nebst dem Kalender: oder Recensionszeichen und der Erklärung dieser Zeichen. 6) Ueber Privat- und öffentliche Beichte. 7) Die Kantische Todesfeier. 8) Aesthetische und

philosophische Literatur. 9) Theologische Literatur. (Fortsetzung.) 10) Eine Kleine Allegorie. 11) Bekenntniß eines Religionslehrers über die Anwendung der Kantischen Philosophie in Religionsvorträgen. 12) Literarische Notizen. (Fortsetzung.) 13) Höchstgelehrte Recension dieses satyrischen theologischen Kalenders in dem 140st. Stücke der **** Zeitung 1799.

Aus jeder dieser Abhandlungen leuchtet deutlich hervor, daß der Verf. etwas Besseres hätte thun können, als einen satyrischen Kalender schreiben. Denn die Satyre hat er gar nicht in seiner Gewalt. Zum Beweis führen wir nur an, daß das Literaturzeitungshaus zu Jena nicht, wie
der

der Verf. Seite 56 sagt, offene Fenster und einen offenen Giebel hat; sondern vielmehr von allen Seiten, selbst die Zuglöcher nicht ausgenommen, außer der Thüre, wo die Recensenten aus- und eingehen, mit gebrannten Ziegelsteinen fest zugemauert ist. Dieses erachtete das gelehrte Recensenteninstitut für nothwendig, damit kein Uneingeweihter die Kunstgriffe der Recensenten durch eines von jenen Fenstern absehen könne. Und es fehlt ja also der Satyre des Verfassers an dem ersten nothwendigen Ingredienz, nämlich an Wahrheit. Wir vermüthen aber fast, daß der Verf. einmal von der *** Zeitung einen Streich bekommen habe; und dafür will er ihr denn wieder Etwas anhängen.

Ferner was für grobe Verstöße macht er nicht wider die Grammatik! Muß es

Seite 73, Zeile 15, statt „Nachlicht“ nicht heißen „Nachtlicht“? Darüber kann der Verf. weitläufig nachlesen Adelungs Wörterbuch der deutschen Sprache. In der Dedikation an das neunzehnte Jahrhundert würde es auch statt „Sei auch mir begrüßt und diesem kleinen Kalender,“ besser heißen „mit diesem kleinen Kalender.“ Endlich wie unwissend ist er, nicht einmal das n vom u unterscheiden zu können; denn wie oft hat er dieses statt jenes gesetzt, wie z. B. in „christlichen“ heißt es „christlichen.“

Die kleine Allegorie ist dem Verf. sehr übel gelungen. Denn wer siehet nicht, daß sie eine Nachahmung der Herderschen Vorrede zur Metakritik ist! Diese Vorrede ist ja aber längst nach Würden abgefertiget worden.

Seite 96, Zeile 15, sagt der Verf., der Wassermann hübe sich auf des Consistorialraths Niemeyers Briefe an christliche Religionslehrer herab und er scheine seinen Eimer recht mit Wasser voll geschöpft zu haben. Wiederum ein Fehler der Auslegung! Denn gießt nicht vielmehr der Wassermann das Wasser auf die Briefe herab? Herr Niemeyer ist ja also unschuldig, und es ist Bosheit und Unwissenheit von dem Verfasser, die Kalenderzeichen auf diese Art auszulegen.

Wir könnten noch unzählige Fehler anmerken. Allein es wird schon genug seilt, um dem Verf. zu zeigen, daß er keinen satyrischen theologischen Kalender hätte schreiben sollen!

A n t i K r i t i k .

Wie vortheilhaft ist nicht der satyrische theologische Kalender in den berühmtesten literarischen Instituten von Deutschland angezeigt worden! Und der ** Recensent! will es allein besser wissen? Was für Fehler macht er nicht selbst in seiner Recension! Er lerne also erst selbst schreiben!

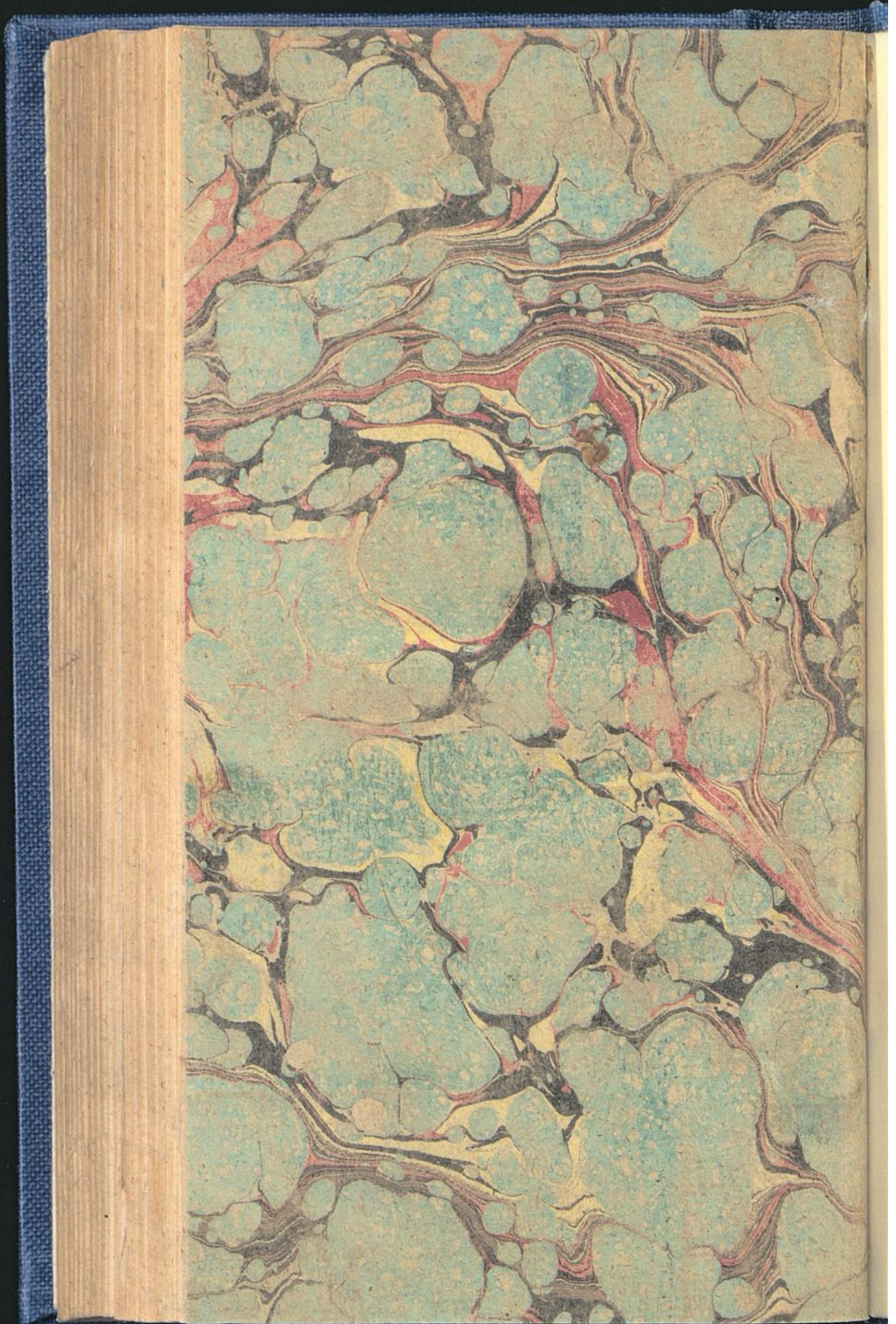
A n t w o r t d e s R e c e n s e n t e n
(s. No. 40 des Intell. Blatts.)

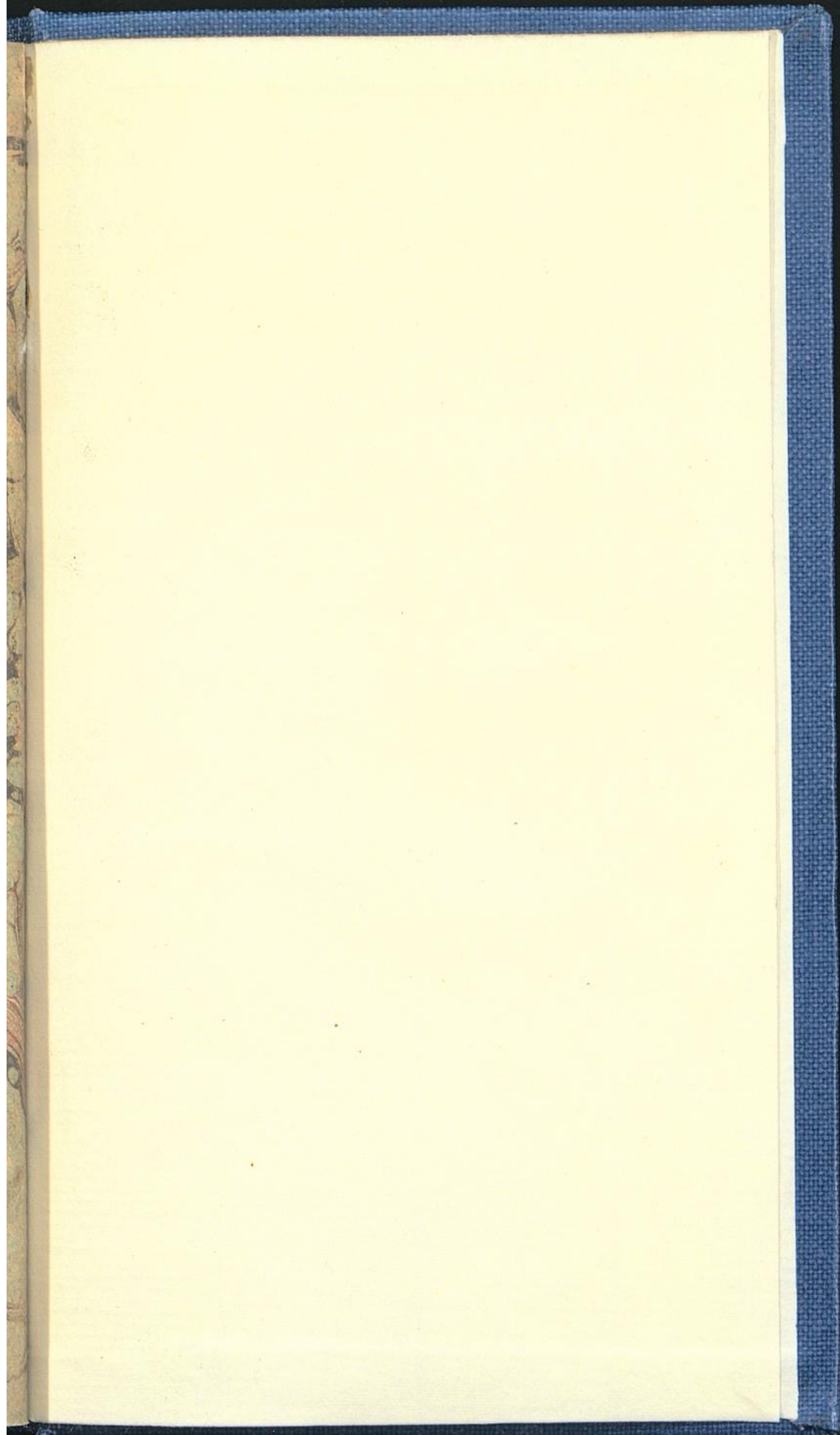
„Wir Recensent haben doch Recht, und berufen uns deshalb auf die Stimme des Publikums.“

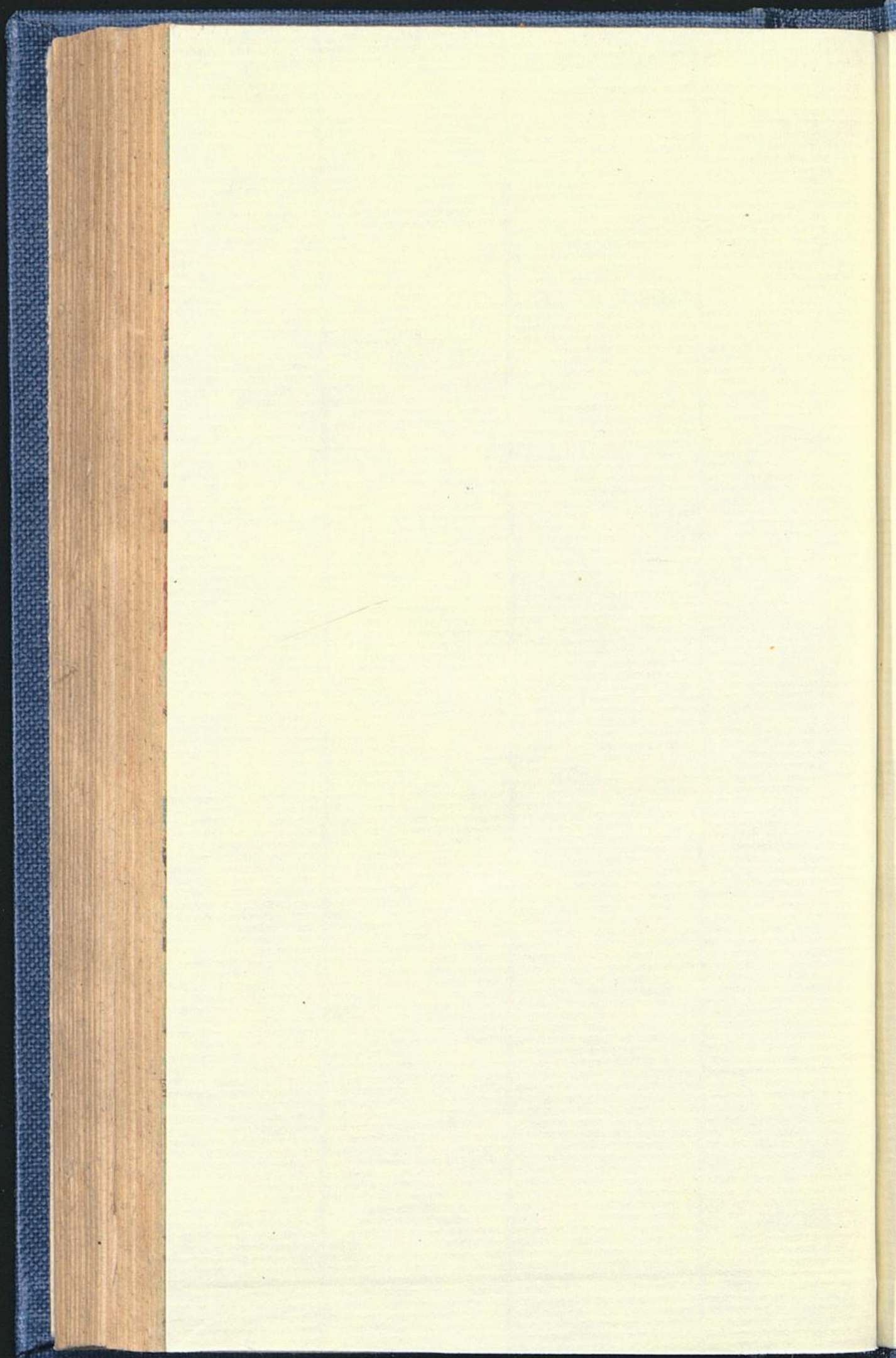
III,

Litterae & artes elegantiores,

284.







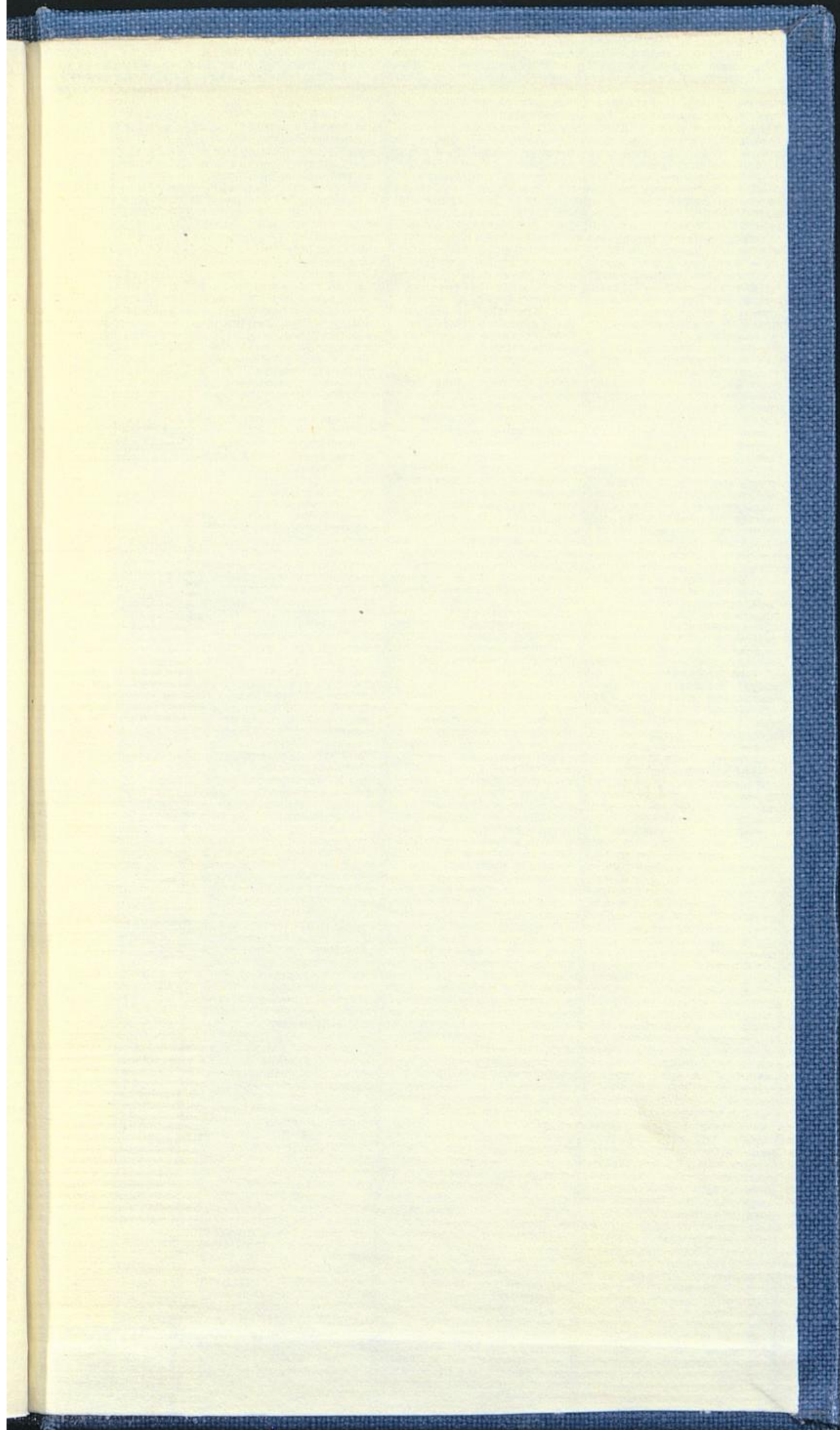


Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Dark Grey
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Black



4